

Carl Clasen gez. Druck von G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Herchenbach, der Pächter vom Moorhofe.

Verlagseigenthum von G. J. Manz in Regensburg.

Der

Pächter vom Moorhofe.

Erzählung

für Volk und Jugend.

Von

Wilhelm Herchenbach.

Mit vier Stahlstichen.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1870.

Erstes Kapitel.

Die Rehe.

Der Moorhof lag mitten in einem dichten Walde, aber die Aecker dehnten sich so weit aus, daß der Schatten der Bäume ihnen keinen Schaden brachte. Der Boden war in frühern Zeiten sumpfig gewesen; eine sorgfältige Cultur aber hatte ihn so fruchtbar gemacht, daß er sich wohl mit andern Höfen messen konnte und bei beständigem Fleiße noch größere Erträge brachte. Es gab aber dennoch einen Umstand, welcher den Pächter Marquardt in fortwährender Aufregung erhielt! Der Wald war nämlich sehr reich an Wild, und der Graf Elogius von Hallen schonte es mit größerer Zärtlichkeit als seinen Pächtern lieb war. Klagten dieselben, daß ihnen die Rehe keinen grünen Halm übrig ließen, daß die Wildschweine die Felder umwühlten und sie selbst in Gefahr brächten, so schüttelte er verächtlich mit dem Kopfe und ließ manchmal sehr unzarte Redensarten über den Geiz und die unbotmäßige Widersetzlichkeit der Bauern fallen. „Der Bauer ist ein Nimmersatt," pflegte er zu sagen; „je mehr man ihm giebt, desto mehr will er haben. Gerathen die Körner, so klagt er über das Stroh, und wenn dieses in üppigster Fülle steht, so jammert er über den geringen Ertrag der Aehren. Frißt einmal ein Rehlein ein Hälmchen auf, so macht

er einen Heidenlärm und möchte für das ganze Jahr keine Pacht bezahlen; aber wir kennen das schon und lassen uns so leicht nicht das Herz erweichen. Wer einem Bauern einen Gefallen thut, der verdient die Ruthe, denn Gutmüthigkeit ist bei ihnen nicht angebracht."

In dieser Weise polterte er auch eines Morgens, als seine Jagdfreunde im Gartensaale um den Imbiß saßen und die stärksten Aufschneidereien im reinsten Jägerlatein los ließen. Die Weinlaune war schon ziemlich hoch gestiegen, als der Jäger Thomas eintrat und den Grafen allein zu sprechen wünschte.

„Was Du zu melden hast," sagte der Graf, „brauchst Du nicht zu verheimlichen, denn diese Herren sind gute Freunde. Nicht wahr, es handelt sich um einen Jagdfrevel?"

Thomas stand in militärischer Haltung an der Thüre und gab zur Antwort: „Allerdings, gnädiger Herr. Marquardt, der Pächter vom Moorhofe, klagt schon lange über den Schaden, den die Rehe auf seinen Aeckern anrichten. Es ist nicht zu läugnen, daß sie ihm in diesem Jahre ganze Felder abgeweidet haben und daß der Erlaß der ganzen Pacht ihn kaum schadlos halten würde."

„Ei," antwortete der Graf unwirsch, „was geht Dich sein Schaden an? Melde nur was Deines Amtes ist und laß mich für das Uebrige selbst sorgen."

„So habe ich zu melden", sprach der Jäger, „daß der Pächter gestern ein Reh geschossen und dasselbe geschlachtet hat. Ich war zwar nicht Augenzeuge dieses Jagdfrevels, aber die Umstände stellen es zweifellos fest. Heute nun habe ich ihn überrascht, als seine Kugel gerade ein zweites Reh erlegte. Ich sprang herbei, nahm ihm das Gewehr und drohte ihm mit der Anzeige. Er bat mich mit aufgehobenen Händen, ich solle ihn nicht unglücklich machen; aber ich durfte ihm keine Hoffnung geben, weil es gegen meine Pflicht gewesen wäre.

Er hörte nicht auf, zu jammern und zu flehen, als er aber sah, daß ich nicht zu erweichen war, wurde er trotzig und sprach mit steigender Heftigkeit: „Als ich den Moorhof von meinem Vater übernahm, befanden sich meine Verhältnisse in einem blühenden Zustande, denn der Vorgänger des Grafen war ein humaner Mann und hatte uns erlaubt, das Wild, welches auf unsere Aecker kam, niederzuschießen; nur mußten wir dasselbe in seine Küche abliefern. Seitdem aber der neue Graf da ist, hat sich alles geändert. Nicht allein, daß die Pacht um das Doppelte in die Höhe geschraubt worden, es ist mir auch auf das strengste untersagt, mich vor Schaden zu wahren. Ich muß zusehen, wie das Wild meine Saaten frißt und darf es nicht niederschießen. Wenn ich dem Grafen sage, daß diese Zustände unmöglich so andauern können, so fährt er mich mit brutalen Worten an und nennt mich einen geizigen und trotzigen Bauern, dem es zu wohl gehe. Das Gott erbarm! Vom Wohlgehen ist schon lange keine Rede mehr. Die Pacht muß auf die Stunde und ohne einen Pfennig Abzug bezahlt werden, sonst ist gleich eine Mahnung und eine Drohung da. Mein Erspartes ist zugesetzt und die Stunde nicht mehr fern, wo ich nicht mehr im Stande sein werde, meinen Verpflichtungen nachzukommen. Wollt Ihr es mit der Anzeige noch schlimmer machen, so habt ihr zu gewärtigen, was daraus entsteht."

Der Graf war ein zornmüthiger Mann, der seinen Leidenschaften freien Lauf ließ und von Nachsicht und Mitleiden keinen Begriff hatte. „Thomas," sagte er, „Du thust Deine Pflicht und zeigst den Wildfrevler noch heute an. Der Kerl soll für seine Unverschämtheit büßen. Wir kennen diese Bauern schon, die von oben bis unten voll schäbigen Geizes sind und alles für sich haben wollen. Ich werde ihm aber den Standpunkt schon klar machen und ihm das Wildern verleiden."

Der Jäger legte mit militärischem Gruße den Finger

an die Mütze, wandte sich um und verließ das Gemach. Die Zecher wurden immer munterer und lauter und die leeren Flaschen häuften sich in einer Ecke des Saales zu einem Berge an. Da kam ein Diener und meldete dem Grafen, daß der Pächter Marquardt vom Moorhofe ihn zu sprechen wünsche.

„Hab' jetzt keine Zeit," antwortete der Graf; „er wird ohnehin nur kommen, um meine Nachsicht anzuflehen. Sage ihm, er solle sich zum Kuckuck scheeren!"

Der Pächter stand draußen und zitterte vor Erregung; da kam der Diener zurück und wiederholte ihm mit unverkennbarer Schadenfreude die Worte des Grafen. Marquard blieb wie versteinert stehen, alles Blut wich ihm aus seinem Gesichte und der Kopf sank für einen Augenblick auf die Brust. Langsamen Schrittes verließ er den Hof und gelangte durch das Thor in's Freie. Hier blieb er wieder stehen und murmelte zwischen den geschlossenen Zähnen: „Nein, ich darf nicht umkehren, ohne ihn gesprochen zu haben. Er muß sich erweichen lassen, sonst komme ich vor Gericht und mein ganzes Geschäft liegt darnieder."

Entschlossen wandte er sich um und trat in den Gartensaal, wo er mit dem Hute in der Hand ehrerbietig an der Thüre stehen blieb. Die zechende Gesellschaft, über welche sein umflortes Auge schweifte, bemerkte ihn Anfangs nicht, und er selbst fühlte sich in ihrer Gegenwart so unheimlich, daß er im Begriffe war, sich wieder zu entfernen. Da fiel der Blick des Grafen auf ihn. Zornig sprang er von seinem Stuhle auf und schrie mit weingeröthetem Gesichte: „Hund von einem Bauern, was willst Du hier? Habe ich Dir nicht sagen lassen, daß ich jetzt keine Zeit habe?"

Marquardt machte in demüthiger Haltung einen Schritt vorwärts und gab zur Antwort: „Herr Graf, wenn mich die Noth nicht triebe, würde ich Sie nicht stören, aber ich muß durchaus mit ihnen sprechen, weil Ihr Jäger eine Klage gegen mich erheben will."

„Mach' Dir keine Mühe; die Klage wird auf jeden Fall erhoben, denn, wer sich erfrecht, mein Wild niederzuschießen, der muß sich auch die Folgen gefallen lassen."

„Aber, Herr Graf, Sie werden doch einsehen, daß ich den Schaden nicht länger ertragen kann. Machen Sie es, wie Ihr seliger Vater und geben Sie mir die Erlaubniß, das Wild, welches sich an meinen Saaten gütlich thut, zu tödten. Ich will nichts davon für mich behalten, sondern alles pünktlich an Sie abliefern."

Statt einer Antwort, lachte der Graf höhnisch.

Da schoß dem Pächter das Blut in den Kopf und er sprach mit trotziger Stimme: „Herr Graf, seit Sie Eigenthümer des Moorhofes sind, haben Sie hundertmal gezeigt, daß Ihnen mehr an Ihren Rehen und Wildschweinen, als an Ihren Pächtern liegt. Meine Ersparnisse sind dahin, und der Tag ist nicht mehr fern, wo ich mein Inventar angreifen muß, um meinen Verbindlichkeiten nachzukommen. Wie lange wird es dauern, so haben Sie einen Pächter, der Ihnen die Miethe nicht mehr zahlen kann."

„Das ist Deine Sorge, Marquardt; wenn Du nicht mehr zahlen kannst, so wirst Du einfach vom Moorhofe gejagt."

„Für Sie ist das sehr einfach, Herr Graf, für mich ist es aber eine verzweifelte Sache, und ich meine, es könnte uns beiden geholfen werden, wenn Sie mich entließen, ehe ich zahlungsunfähig geworden bin."

Der Graf schlug ein noch höhnischeres Gelächter auf und seine halbbetrunkenen Gäste stimmten mit lautem Gebrüll ein. „Ha," rief der Graf, „das sollte Dir gefallen; aber daraus wird nichts. Dein ganzes Inventar haftet mir für die Pacht und ich werde Dir keinen Pfennig schenken. Wer meine Rehe niederschießt, verdient keine Nachsicht!"

Nun war es mit Marquardt's Geduld ganz vorbei. Alle Mäßigung vergessend stülpte er seinen Hut auf den Kopf und schrie: „Ich war ein Thor, daß ich

Nachsicht bei einem Menschen suchte, der kein Herz und kein Rechtsgefühl hat. Sie werden mich an den Bettelstab bringen, aber Sie sollen keine Freude davon haben. So wahr ein Gott im Himmel lebt, es wird Ihnen heimkommen. Von heute ab soll es zwischen uns heißen: „Aug um Aug, Zahn um Zahn!“

„Schmeißt mir das Bauernvieh aus dem Schlosse,“ schrie Elogius von Hallen den Dienern zu, welche bei Tische aufwarteten. Diese Menschen hatten sich schon längst die Brutalität ihres Herrn angeeignet; mit schadenfrohen Gesichtern stürzten sie herbei, zerrten den widerstrebenden Pächter mit Gewalt aus dem Saale und stießen ihn über den Hof zum Thore hinaus, welches sie hinter ihm zuschlugen. Da stand er nun in ohnmächtiger Wuth, ballte die Fäuste und schwur dem hartherzigen und gefühllosen Grafen Rache. Tiefverletzt und bis in das Innerste des Herzens empört und aufgeregt, wanderte er langsam seines Weges und kam mit verstörten Zügen auf dem Moorhofe an.

Ulrike, seine Frau, stürzte ihm entgegen, um zu erfahren, wie es auf dem Schlosse gegangen. Sie hatte ihn noch nicht erreicht, als sie sein Aussehen bemerkte; es sagte ihr genug. Marquardt reichte ihr die Hand und sprach: „Dieser Mensch hat ein Herz von Stahl und ein Gewissen so weit wie der Moorhof. Er kennt keine Barmherzigkeit und er wird uns mit lachendem Munde verderben.“

„Mein Gott, mein Gott,“ antwortete Ulrike, „was beginnen wir nun? Ich halte es nicht aus, wenn Du verurtheilt wirst und in's Gefängniß kommst.“

„Ich selbst ertrage die Schande nicht,“ sprach ihr Mann, und eine Thräne trat in seine Augen.

Schweigend und mit trüben Gesichtern begab sich das Ehepaar in das Haus und in die hintere Stube, wo sie ungestört mit einander sprechen konnten. „Ulrike,“ hob Marquardt nach einer Weile an; „ich habe diesen Menschenschinder gebeten, uns von der Pacht zu

entbinden, aber er hat nicht gewollt. Es macht ihm Freude, daß wir zu Grunde gehen. Ulrike, wir haben Kinder und es wäre gewissenlos gehandelt, wenn wir ihnen das Wenige, was wir noch besitzen, verbrächten. Ich will Dir darum sagen, was ich zu thun gedenke. Der Roggen und der Waizen, den uns das Wild gelassen hat, wird einen ziemlich guten Ertrag liefern. Wenn die Zeit da ist, lasse ich denselben schneiden und mache ihn so schnell wie möglich zu Gelde. Unser Vieh, unsere Ackerwerkzeuge, und was wir sonst noch besitzen, machen wir ebenfalls zu Geld und ziehen dann in Deine Heimath, wo es uns gelingen wird, mit dem Sümmchen ein kleines Gut zu pachten. Auf diese Weise retten wir doch etwas."

„Der Plan ist gut," antwortete Ulrike, „aber können wir es auch verantworten, daß wir unsern Contract brechen?"

„Vor der strengsten Moral," gab Marquardt zur Antwort. „Schau, wir sind in den Contract meines seligen Vaters eingetreten und es ist dieses ausdrücklich niedergeschrieben. Bei meinem Vater war es immer stillschweigende Bedingung, daß er und seine Leute das Wild, welches sich auf die Felder wagte, niederschießen durften. Hallen will das nicht zugeben, obschon er, wenn es auch nicht niedergeschrieben ist, als rechtlicher Mann, seine Erlaubniß geben müßte. Streng genommen wäre auch das Gericht verpflichtet, uns Schadenersatz zuzuerkennen, aber die Herren von der Justiz messen für den Bauern und den Grafen nicht mit gleichem Maaße; wir sind ihnen gegenüber machtlos."

„Ich verstehe mich auf solche Dinge nicht sehr," sprach Ulrike, „und muß mich also auf Dich verlassen, aber ich bitte Dich, weiche keinen Finger breit vom Recht, denn es ist besser, gekränkt werden, als selber kränken."

Nach dieser Unterredung setzte sich der Pächter hin

und machte einen ungefähren Ueberschlag seiner Mittel. Wenn er Alles zu Gelde machte, so kam in der That so viel heraus, daß er in der Heimath seiner Frau ein anderes Gut pachten und sich noch die nothwendigen Ackergeräthe und den Viehstand anschaffen konnte.

Zufriedener, als er längst gewesen, begab er sich in's Feld und arbeitete fleißig mit den Knechten; aber schon nach wenigen Stunden sollte die Ruhe seines Herzens wieder sehr getrübt werden, denn der Gerichtsvollzieher kam auf den Moorhof zu und brachte ihm eine Ladung.

So lange sein Vater und er den Hof bewohnten, war das nicht vorgekommen. Das bloße Erscheinen dieses Mannes brachte deßhalb sein Blut in Wallung, denn es galt in jener Gegend weit und breit für eine Schande, diesen Diener des Gesetzes in seinem Hause zu sehen. Rasch ging er ihm entgegen, um die Sache so schnell wie möglich abzumachen, hoffend, daß von den Knechten und Mägden keiner den entehrenden Besuch sähe. Leider war er nicht rasch genug, denn gerade, als ihm der Gerichtsvollzieher die Ladung überreichte, kamen einige von seinen Leuten über den Hof und sahen mit großer Verwunderung, ja eigentlich mit Bestürzung die Anwesenheit des gehaßten Menschen. Marquardt steckte das Papier tief erröthend in die Tasche und begab sich in das Hinterstübchen, wo er es entfaltete und aufmerksam durchlas. „Das ist eine Vorladung zum Zuchtpolizeigerichte," sagte er erbleichend. „Mein Gott, was wird das für ein Geschrei werden, wenn der Pächter vom Moorhofe wie ein gemeiner Verbrecher vor dem Richter steht. Niemals hat einer von meiner Familie einen Fuß am Gerichte gehabt, und nun muß es mich treffen. Ich möchte mir das Haar ausraufen, wenn ich die Schande bedenke! Hätte ich doch schon vor Jahr und Tag, als ich den langsamen Verfall herankommen sah, diesen Unglückshof verlassen; es wäre mir besser gewesen!

Vielleicht verurtheilen sie mich gar zu einer schmählichen Gefängnißstrafe, und dann ist meine Ehre dahin."

Er klopfte mit dem Finger auf das Fensterchen, welches das Stübchen mit der Küche verband, worin Ulrike eben emsig wirthschaftete. Sie kannte dieses Klopfen ganz genau, wischte die nassen Hände an die blaue Schürze ab und kam herein.

„Unsere Ehre ist dahin," sagte Marquardt, „ich bin wegen der Rehe vor das Zuchtpolizeigericht geladen."

Ulrike wechselte die Farbe und brach in Thränen aus. „Du mein Himmel," sagte sie schluchzend, „wer hätte gedacht, daß der Pächter vom Moorhofe noch einmal in einen solchen Ruf käme! Womit haben wir ein solches Schicksal verdient? Wahrlich, ich weiß es nicht! Wir sind doch immer fleißig und brav gewesen, haben auch nichts verhaust, sondern tüchtig gearbeitet und unsere Groschen zusammengehalten. Mancher, der nichts zu seinem Fortkommen thut, macht sein Glück und wird überall geachtet; wir aber kommen zu nichts und verlieren nun auch noch unsern guten Ruf." Sie begann bitterlich zu weinen und zu schluchzen. Auch dem Marquardt standen die Thränen in den Augen, aber das Weinen seiner Frau that ihm doch so weh, daß er sich mit Gewalt faßte und sie tröstete.

„Trockne Deine Augen," sagte er, „wenn ich auch zum Sitzen komme, so sind wir darum doch nicht unehrlich. Daß ich die Rehe weggeschossen habe, betrachtet nur der Graf als etwas Schlechtes; andere Leute werden darin eine Nothwehr sehen. Ich mußte es thun, wenn ich nicht ganz um meine Erndten kommen wollte. Wir haben so manches Bittere geschluckt, Ulrike; trinken wir auch noch diesen Becher; später wird es wohl wieder besser gehen. Haben wir erst diesen unglücklichen Moorhof hinter uns, dann fangen wir wieder mit frischen Kräften an. Wir werden

allerdings weniger haben und uns einschränken müssen, aber wir kommen, glaube ich, dennoch weiter, und ich müßte mich sehr irren, wenn wir nicht mit der Zeit wieder zu einem gewissen Wohlstande gelangten."

Ulrike war von jeher daran gewöhnt gewesen, auf ihren Mann zu vertrauen. Was er sagte, das galt ihr wie ein Heiligthum; auch heute wurde sie nach seiner Rede ruhiger und sie trocknete mit einem tiefen Seufzer ihre Thränen.

Bald war es kein Geheimniß mehr, daß der Pächter vor das Gericht citirt worden; die Knechte raunten es sich in's Ohr, die Mägde zischelten davon und die Bekannten sahen ihn mit großen Augen an. Er durfte sich kaum noch irgendwo sehen lassen; überall war er der Gegenstand unverschämter Neugier. Er hielt es nur schwer aus, aber der Gedanke, daß ja endlich die Zeit kommen werde, wo er sich diesen schlimmen Verhältnissen entwinden könne, tröstete ihn einigermaßen.

So kam endlich der Gerichtstag heran. Er wanderte zu dem Städtchen und kam frühzeitig an; aber der Saal war schon mit Neugierigen gefüllt, denn alle Umwohner wollten den Spruch hören. Blaß und verstört ging Marquardt auf die Stelle zu, die ihm vom Gerichtsvollzieher bezeichnet wurde, und setzte sich in gebeugter Haltung auf die Bank, immer bestrebt, sein Gesicht vor den neugierigen Blicken zu verbergen. Die Richter traten jetzt ein und nahmen an dem grünen Tische Platz. Bald nachher wurden noch andere Angeklagte hereingeführt. Ihre zerlumpten Anzüge und Abscheu erregenden Gesichter zeigten zur Genüge, daß sie zu den niedrigsten und verworfensten Menschen gehörten, mit denen der Pächter niemals einen Gruß gewechselt hätte; heute aber mußte er mit ihnen auf derselben Bank sitzen und sich gefallen lassen, auch wie sie behandelt zu werden. Ein kaltes Rieseln lief ihm über den Rücken und der Schweiß perlte ihm auf der Stirne, als er aufgerufen wurde.

Der Jäger Thomas war in diesem Augenblicke in den Gerichtssaal getreten. Seine Augen fielen sogleich auf die Jagdflinte, die als Beweisstück auf dem Tische lag. Marquardt hörte die Anklage und die Aussagen des Jägers. Als er gefragt wurde, ob sich Alles so verhalte, gab er zur Antwort: „Es ist wahr, ich habe die beiden Rehe erschossen, aber ich befand mich in der Nothwendigkeit, es zu thun, denn das Wild des Grafen von Hallen, dessen Pächter ich bin, richtet mir einen so großen Schaden in den Saaten an, daß ich die Pacht nicht mehr bezahlen kann. Uebrigens, meine Herren, ist es immer ein mündliches Uebereinkommen gewesen, daß der Pächter vom Moorhofe das Wild, welches er in seinen Saaten findet, niederschießen darf."

„Der Graf bestreitet das," sagte der Advokat. „Hier liegt auch der Contract vor, und es steht von einem solchen Uebereinkommen kein Wort darin."

Die Reden und Antworten gingen noch lange hin und her; bald schöpfte Marquardt Hoffnung, bald sank dieselbe wieder. Das Ende des Prozesses aber war seine Verurtheilung zu einer Geld- und Gefängnißstrafe.

„Meine Herren," wagte er zu sagen, „kann nicht auch die Gefängnißstrafe in Geld umgewandelt werden? Wenn ich sitzen muß, so bin ich beschimpft."

Die Richter schüttelten mit dem Kopfe und sagten ihm, daß er einen Schein bekommen werde, wann er sich im Gefängnisse einzufinden habe. Mit blassem Gesichte schlich er aus dem Saale und hatte nicht den Muth, einen Menschen anzusehen, denn er war wie ein Dieb verurtheilt worden und sollte auch mit Dieben und Schlägern zusammen im Gefängnisse sitzen. Die Blicke von Männern und Weibern flogen ihm nach, aber er merkte es nicht, denn er war zu sehr mit sich selbst und seinem Kummer beschäftigt. Langsam wankte er dem Moorhofe zu und wußte kaum, wie er hinkam. Seine Frau kam ihm entgegen; bis diesen Augenblick hatte sie noch Hoffnung gehabt, als sie aber in sein

Gesicht sah, da wußte sie genug und stürzte ihm weinend in die Arme. Sie sprachen kein Wort zusammen, denn der Eine fürchtete zu reden und die Andere zu hören. Nachher aber blieben sie lange zusammen in dem Hinterstübchen, und dort tauschten sie ihre Gedanken und Empfindungen aus.

Tage vergingen, ohne daß Marquardt in seine Felder ging; er war wie ein geschlagener und gebrochener Mann, dem jede Lust zur Thätigkeit fehlt. Unaufhörlich hörte man ihn leise seufzen und still beten. Plötzlich aber raffte er sich auf und war mit einem Male ein Anderer geworden. An die Stelle der Schwäche war kecker Trotz getreten, die Scham vor der Schande hatte er von sich geworfen und er schritt wieder mit aufrechtem Haupte einher. Eines Morgens machte er sich auf den Weg zur Stadt, denn er hatte von einem Manne gehört, der einen Hof pachten und das gesammte Inventar ankaufen wollte. Wenn es ihm gelang, denselben zu bestimmen, den Moorhof zu übernehmen, so war ihm geholfen und er konnte dem Orte, wo er so viele unglückliche Stunden verlebt hatte, auf ewig Lebewohl sagen. Mit frischem Muthe wanderte er dorthin und stand bald in der Stube des Mannes. Dieser war ein tüchtiger Bauer, der sich nur für einstweilen in der Stadt niedergelassen hatte, um von hier aus sich die Höfe in der Umgegend anzuschauen. Als Marquardt ihm sein Anerbieten machte, sagte er lächelnd: „Ich habe den Moorhof schon ohne Ihr Wissen in Augenschein genommen, und er hat mir sehr gut gefallen, aber es ist ein Umstand dabei, der mich vom Anpachten zurückhält. Wie ich höre, thut das Wild allzu großen Schaden auf dem Moorhofe, und der Graf Elogius von Hallen soll es dem Vernehmen nach nicht leiden, daß der Pächter auch nur das Geringste zur Verminderung desselben thut. Sehen Sie, da ist es ja nicht möglich, daß ich den Hof pachte.“

„Was Sie sagen, ist die Wahrheit," antwortete Marquardt, „aber der Graf ist vielleicht geneigt, dem neuen Pächter die alten Bedingungen wieder einzuräumen. Machen Sie einen Versuch, und ich glaube, er wird Ihnen nicht unfreundlich entgegenkommen."

Märzenbach, so hieß der Mann, versprach, schon am folgenden Tage den Grafen zu besuchen und ihm dann Mittheilungen zu machen. Marquardt trug sich nun mit der frohen Hoffnung, bald von der schweren Pacht erlöst zu sein und er plante schon mit seiner Frau hin und her, an welchem Orte ihrer Heimath sie sich niederlassen sollten. Die Freude aber dauerte nicht lange, denn schon am folgenden Tage kam Märzenbach und theilte ihnen mit, daß der Graf ihm durchaus nicht erlauben wollte, sich des Wildes zu erwehren. Unter diesen Umständen, fügte er hinzu, sei es ihm unmöglich, den Moorhof zu übernehmen, dagegen sei er erbötig, das ganze Inventar und die gesammte Erndte zu kaufen, wenn es ihm gelinge, in der nächsten Nachbarschaft einen Hof anzupachten.

Eine Woche später kam er wieder und theilte ihm mit, daß er den nächsten Hof mit dem ersten October antreten würde, und nun anfrage, ob er noch gewillt sei, ihm sein Mobilar und was sonst dazu gehöre, zu verkaufen.

„Mit Freuden," sagte Marquardt; „ich bin herzlich froh, daß ich endlich hier loskomme." Sie machten nun zusammen einen Rundgang durch die Felder und Wiesen und berechneten den Werth der Früchte und des Grases; dann taxirten sie auch die Ackergeräthe, das Vieh und die Erträgnisse des Gartens. Es kam eine ziemlich bedeutende Summe heraus, aber sie einigten sich dennoch bald und kamen überein, daß das Geld gezahlt werden sollte, wenn die Erndte vorüber sei.

Märzenbach siedelte nun gleich auf den Moorhof über, um denselben so lange zu bewirthschaften, bis er auf seiner neuen Pachtung einziehen konnte, und Marquardt ging ihm eine Zeitlang mit Rath und That zur Hand. Als er genug Bescheid wußte, um allein fertig zu werden, berathschlagte er mit seiner Frau, ob es nun nicht wohlgethan sei, seine Arreststrafe abzubüßen, damit sie gleich nach der Erndte in ihre Heimath ziehen könnten. Ulrike rieth ganz entschieden dazu, aber sie verhehlte auch ihre Befürchtung nicht, der Graf werde sie vielleicht nicht von der Pacht entbinden.

„Ei," entgegnete Marquardt, „wir sagen ihm so frühe auf, daß er Zeit genug hat, sich einen neuen Pächter zu suchen; übrigens sind wir doch auch nicht für die Ewigkeit an den Moorhof gebunden. In dem alten Contracte, den mein Vater noch unterschrieben hat, steht, daß die Pacht nach Ablauf von zehn Jahren alljährlich mit dem ersten November aufhört. Wenn ich ihm also jetzt kündige, so ist die Sache nach meinem Dafürhalten vollständig abgemacht."

Sogleich setzte er sich hin, schrieb die Kündigung und ließ sie durch einen seiner Knechte zum Moorhofe bringen. Als es geschehen war, glaubte er, es sei ihm ein schwerer Stein vom Herzen gefallen; eine lange, trübe Vergangenheit lag hinter ihm.

„Morgen," sagte er, „gehe ich, um meine Strafe abzusitzen, und dann fängt ein neues Leben an."

Am folgenden Tage wanderten die beiden Gatten zur Stadt und ergingen sich in schönen Plänen für die Zukunft; am Thore des Gefängnisses nahmen sie Abschied von einander, beide mit den schmerzlichsten Gefühlen, aber sie trösteten sich mit dem Gedanken, daß die Haft ja nicht lange währe und daß sie nachher die Gegend verlassen und damit allem Spotte aus dem Wege gehen würden.

Marquardt wurde unten von einer Schildwache in

Empfang genommen und von dieser die breite Steintreppe hinaufgewiesen, wo er sich bei dem Director der Anstalt meldete. Dieser wies ihn in ein Zimmer, in welchem ein Dutzend wüster Gesellen eingesperrt waren. Auf ihren Gesichtern stand mit deutlichen Lettern geschrieben, daß sie zu den gemeinsten Verbrechern zählten. Er taumelte bei ihrem Anblicke zurück und wurde dafür mit einem höllischen Hohnlachen begrüßt. Diese kurze Andeutung wird genügen, um dem Leser begreiflich zu machen, daß der Monat Strafzeit für ihn zu einer wahren Hölle wurde, und daß er niemals ein größeres Glück empfunden hatte, als in der Stunde der Befreiung. Mit leichtem Schritt verließ er die Stadt und wanderte dem Moorhofe zu. Es war ihm zu Muthe, als wenn jeder Baum und jeder Strauch ihm einen Willkommgruß zurief. Er konnte sich nicht enthalten, hier und dort eine Blume zu pflücken, welche ihm auf schwankem Stengel entgegenwinkte. Je näher er dem Hofe kam, je bekannter ihm die Gegenstände waren, desto heller leuchteten seine Augen. Nur über Eines wunderte er sich, nämlich, daß ihm seine Frau nicht entgegenkam, da sie doch die Stunde seiner Entlassung gewußt hatte. Allerlei Gedanken und Befürchtungen überkamen ihn. Sollte sie vielleicht krank geworden oder irgend ein Unglück über sie gekommen sein? Jetzt hatte er die Felder des Moorhofes erreicht, auf welchen die Knechte mit dem Einheimsen der Erndte beschäftigt waren. Sie hielten mit Arbeiten inne, kamen zu ihm und schüttelten ihm die Hand. Mit Freuden sah er, daß diese Leute, mit denen er immer auf einem väterlichen Fuße gestanden, ihn nicht verachteten, daß sie das allgemeine Vorurtheil nicht theilten. Auch die Mägde, welche Garben banden oder die zerstreuten Aehren auflasen, kamen ihm freundlich entgegen und schienen erfreut, den guten Herrn wiederzusehen. Das that

ihm wohl und er legte den Rest des Weges heitern Muthes zurück. In der Nähe des Hofes traf er Märzenbach; auch dieser schüttelte ihm freundlich die Hand und sprach: „Marquardt, der Graf hat an Euch einen vorzüglichen Pächter gehabt; die kurze Zeit, die ich hier wirthschafte, hat mir zur Genüge gezeigt, daß Ihr es an Fleiß und Umsicht nicht habt fehlen lassen. Wäre der Wildfraß nicht, das Gut wäre ein wahres Schatzkästchen.

Zweites Kapitel.

Der Schuß im Walde.

Marquardt hatte jetzt den Hof vollends erreicht und trat durch die kleine Thüre, welche sich in dem großen Thore befand, in das Gebäudeviereck. Rasch eilte er durch die Küche die Treppe hinauf zu den Zimmern, welche er noch inne hatte. Im Geiste malte er sich aus, wie Ulrike ihm voller Freude entgegenfliegen und ihn umhalsen werde; aber als er jetzt hastig die Thüre öffnete, blieb er erschrocken stehen, denn Ulrike saß in dem alten Lehnstuhle, ließ den Kopf auf die Brust herabsinken und gab kein Lebenszeichen von sich.

„Ulrike, Ulrike," rief er, stürzte auf sie los und hob ihr den Kopf in die Höhe. Da schaute er in ein paar von Thränen geröthete Augen. Schluchzend sah sie ihn an und preßte mit krampfhaftem Drucke seine Hände.

„Gott sei gelobt und gepriesen, daß Du noch lebst," rief er. „Als ich Dich so regungslos da sitzen sah, glaubte ich, der Schlag habe Dich gerührt. Nun sage mir aber, was über Dich gekommen und warum Du weinst?"

„Ach," preßte sie heraus, „es ist uns ein großes Unglück passirt."

„Ein Unglück passirt? Lieber Himmel, Du erschreckst mich! Laß hören, was ist denn vorgefallen?"

Es dauerte lange, bis Ulrike sich so viel beruhigt

hatte, daß sie ihre Gedanken sammeln und ihm mittheilen konnte, was sie so traurig gemacht hatte. „Marquardt,“ sagte sie, „der Graf hat Deine Kündigung zurückgewiesen. Er behauptet, daß Du noch drei Jahre wohnen müßtest.“

„O, das ist eine lächerliche Behauptung, Ulrike; man braucht ja nur den Contract zu lesen, um das Gegentheil zu sehen. Wenn ich ihm den Miethzins bis zu Ende des Jahres zahle, so kann und darf er mich nicht halten.“

„Es ist noch nicht alles,“ fuhr sie fort; „der Jäger Thomas ist heute Morgen hier gewesen und hat mir im Vertrauen mitgetheilt, daß der Graf die Absicht habe, das Geld, welches wir von Märzenbach erhalten, mit Beschlag zu belegen.“

„Aber, Ulrike, das ist doch nicht möglich! Wie kann er das? Es liegt ja gar kein Grund vor.“

„Wie Thomas sagte, müsse das Geld so lange festliegen, bis der Prozeß entschieden sei, und dann hafte es noch immer für den Schaden, der während der Pachtzeit vielleicht entstanden ist. Weißt Du was? Gehe einmal zum Grafen hin und sprich mit ihm von Mund zu Mund. Demüthige Dich ein wenig, so wird sich wohl Alles machen. Er ist doch auch ein Mensch und weiß recht gut, daß wir ohne Geld nicht leben können.“

„Der? Ein Mensch? Nein, Ulrike, da thust Du ihm zu viel Ehre an. Wenn er ein Mensch wäre und menschliches Gefühl hätte, dann würde er uns nicht gezwungen haben, den Wildschaden zu erleiden. Ich bringe es nicht fertig, ich kann mich nicht vor ihm demüthigen.“

Ulrike faßte noch einmal seine beiden Hände, sah ihn bittend an und sprach sanft und eindringlich: „Lieber Mann, unser Alles steht auf dem Spiele. Du bist ja sonst so gut und edel; sei es auch heute und denk an unsere Zukunft. Ich baue ganz fest darauf,

daß er seine Drohung nicht ausführt, wenn Du mit ihm sprichst. Bring mir das Opfer und geh. Zögere keine Minute, sonst ist es zu spät, und wir kommen schon in unsern besten Jahren an den Bettelstab."

Marquardt kämpfte einen harten Kampf mit sich selbst; aber er konnte den Bitten seiner Frau doch nicht widerstehen, sondern nahm seinen Hut und wanderte dem Schlosse des Grafen Elogius von Hallen zu. Unterwegs überlegte er die Art und Weise, wie er auftreten und was er reden wollte. Er kannte den Grafen viel zu gut, um mit Hartnäckigkeit etwas erreichen zu wollen; er wußte vielmehr, daß dieser gefühllose Mann beim ersten strengen Worte ihm die Kehle zuschnüren werde. Deßhalb beschloß er, sich so viel als möglich zu demüthigen und ihm keine Veranlassung zum Zorne zu geben.

Mit klopfendem Herzen erreichte er endlich das Thor, durch welches ihn bei seiner letzten Anwesenheit die gräflichen Diener hinausgeworfen hatten. Bei dieser Erinnerung fühlte er seine Galle sich regen, aber er hielt an sich und kämpfte das bittere Gefühl nieder. Es war eine schwere Aufgabe, denn dieselben Menschen, welche ihm damals die Schmach angethan hatten, standen im Hofe und sahen ihn mit unverschämten Gesichtern an. Er mußte sich dennoch bequemen, sie anzusprechen, um Einlaß beim Grafen zu bekommen. Der angeredete Diener begab sich mit höhnischem Lächeln in das Gemach des Grafen; man sah ihm an, daß er voraussetzte, der Pächter werde nicht angenommen. Auch Marquardt fürchtete das; um so erstaunter war er, als der Diener schon nach wenigen Minuten zurückkam und ihm ankündigte, daß der Graf bereit sei, ihn zu empfangen.

Langsam und seine Bewegung mit Gewalt niederkämpfend, schritt er durch den Corridor und klopfte an die Thüre. „Herein!" tönte es in dem scharfen,

harten Tone, welcher dem Grafen eigen war und der jeden Aengstlichen zusammenschüchterte.

Marquardt öffnete die Thüre und trat in das, mit seltenem Luxus ausgestattete Gemach. Der Graf lag auf dem Sopha ausgestreckt und blies den Rauch einer feinen Havannacigarre von sich.

„Was wünschen Sie?“ fragte er kalt. „Bringen Sie kurz und ohne Umschweife vor, was Sie wollen, denn ich bin im Begriffe, einen Ritt durch den Wald zu machen.“

„Herr Graf,“ gab Marquardt zur Antwort, „ich komme eben aus dem Gefängnisse zurück und habe nun die Absicht, so rasch als möglich meine Verhältnisse so zu ordnen, damit ich nicht ganz zu Grunde gehe. Meine Absicht ist, mich in der Heimath meiner Frau niederzulassen. Sie haben wohl meine Kündigung erhalten und entlassen mich also aus der Pacht.“

„Die Kündigung ist da,“ sprach der Graf, „aber ich kann sie in dieser Form nicht annehmen; sie muß mir von einem Gerichtsvollzieher zugestellt werden.“

„Gut, Herr Graf, ich werde Ihrem Wunsche schon morgen nachkommen.“

„Geht nicht mehr; der Zeitpunkt, wo Sie kündigen können, ist seit gestern verstrichen. „Ihre Pacht dauert also nun wieder ein weiteres Jahr.“

„Ich würde nicht im Stande sein, der Moorhof zu bewirthschaften,“ gab Marquardt zur Antwort, „denn ich habe mein gesammtes Inventar an den Oeconomen Märzenbach verkauft, und er ist bereits im Besitze desselben.“

Das kümmert mich wenig. Sie haben auszuhalten und zu bezahlen. Damit ich nicht in Schaden komme, habe ich Beschlag auf Ihre Forderung legen lassen, und Märzenbach darf Ihnen keinen Pfennig auszahlen, bis das Gericht ihn dazu ermächtigt hat.“

Der Zorn regte sich im Herzen des Pächters; er

war im Begriffe, eine harte Antwort zu geben, aber auch jetzt bezwang er sich und fuhr gelassen fort: „Im höchsten Falle kann man doch nur die fällig werdende Pachtsumme einhalten, und wenn Sie dem Rechte und der Billigkeit die Ohren verschließen wollen, so gebe ich dazu, wenn auch nothgedrungen, meine Einwilligung."

„Sie sind im Irrthume," erwiederte der Graf kalt; „ich habe das Recht, die ganze Summe festzuhalten. Während Sie auf dem Hofe sind, ist an den Feldern und den Gebäulichkeiten schwerer Schaden entstanden, und dafür sind Sie verantwortlich. Ehe dieser Schaden festgestellt ist, wird viel Zeit vergehen, und nachher wird mir aller Wahrscheinlichkeit nach die ganze Summe zuerkannt werden. Machen Sie sich also keine Hoffnungen auf die Wiedererlangung des Geldes; sie würden sich nicht erfüllen."

Marquardt war wie vom Schlage gerührt; das hatte er nicht erwartet und nicht erwarten können.

„Aber Herr Graf," sagte er mit zitternder Stimme, „ich gebe Ihnen die feste Versicherung, daß weder an den Feldern noch an den Gebäulichkeiten ein Schaden entstanden ist. Die letztern befinden sich in einem viel besseren Zustande, als zur Zeit, wo ich sie angetreten. Ich habe niemals Kosten gescheut, um sie gut in Ordnung zu halten."

„Das wird sich finden," schrie der Graf, „aber, wie ich schon sagte, es kann sehr viel Zeit vergehen, bis sich die Sache entschieden hat. Uebrigens habe ich jetzt keine Zeit mehr, mich noch länger mit Ihnen zu unterhalten."

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer und kam nicht mehr zurück. Marquardt wartete und wartete, aber vergebens, bald hörte er den Grafen über den Schloßhof davon sprengen. In höchster Aufregung und am ganzen Leibe zitternd verließ er das Schloß und wanderte wieder dem Moorhofe zu. Jetzt

war er ein armer, geschlagener Mann, und er wußte mit allem Nachsinnen nicht herauszubringen, wie er in der Zukunft durchkommen solle.

Märzenbach, welcher auf dem Acker beschäftigt war, kam ihm entgegen und sagte in traurigem Tone: „Ich habe da ein böses Schreiben bekommen; ich soll und darf Ihnen das Geld für das Inventar nicht auszahlen.“

„Ich weiß es leider schon,“ antwortete Marquardt, „ich habe es aus des Grafen eigenem Munde vernommen, aber ich begreife nicht, wie er zu Maaßregeln greifen kann, die das Gesetz unmöglich billigt.“

„Das Gesetz,“ antwortete Märzenbach, „ist für Alle gleich und ist gegeben, um dem Vornehmen wie dem Geringen mit gleichem Maaße zu messen, aber Diejenigen, welche es handhaben, legen es auf ihre Weise aus, und so kommt es nicht selten vor, daß das Recht zum Unrecht wird.“

Der Pächter ging schweigend vorüber; er fürchtete, daß Märzenbach Recht habe. Ulrike hatte kaum den Muth, ihn zu fragen, wie es gegangen; sie las die Antwort schon in seinem finstern Gesichte. Auch Marquardt war eine Weile stumm, dann aber ergriff er ihre Hand und sagte: „Was werden wir nun beginnen? Hätten wir den Ausgang ahnen können, so würden wir unsere Sachen nicht verkauft, sondern noch ein Jahr fortgewirthschaftet haben. Jetzt wird uns bald sogar das trockene Brod fehlen.“

Die düstre Stimmung, in der sie sich befanden, dauerte den ganzen Tag fort, und selbst in der Nacht fanden sie keinen Schlaf; immer und immer kehrte das Gespenst des Hungers wieder. Ulrike ging in Gedanken ihre Verwandten durch und überlegte hin und her, welchen von denselben sie wohl für eine kleine Anleihe geneigt machen könne; aber sie fand keinen; die meisten waren selbst arm, und diejenigen, welche Vermögen besaßen, waren ihr von jeher gram und

abhold gewesen. Von dorther war also keine Hilfe zu erwarten. Marquardt folgte ähnlichen Grübeleien, aber er war um kein Haar glücklicher, und so kam es, daß sie nach einer durchwachten Nacht sich am folgenden Morgen höchst unglücklich fühlten.

Noch besaßen sie einige Vorräthe; wenn diese aber aufgezehrt waren, dann wußten sie nicht mehr, wo aus, wo ein. Es blieb nichts Anderes übrig, Marquardt mußte sich sogleich wieder auf die Beine machen und sich nach einem Pachthofe umsehen. Auf dem Wege hörte er, daß die Wittwe des verstorbenen Maihofpächters gesonnen sei, ihren Hof einem Andern zu übertragen. Dieses Gut lag in der Nähe des gräflichen Schlosses, aber es gehörte nicht zu dessen Jagden. Er kannte dasselbe und wußte, daß es bei einer fleißigen Bewirthschaftung einen guten Ertrag lieferte. Er begab sich also direct dorthin und fand die Wittwe zu Hause. Die Frau war alt und gebrechlich und augenscheinlich nicht im Stande, ihr Anwesen ordnungsmäßig zu übersehen und zu verwalten. Das war auch wohl der Grund, weßhalb sie sich in den Ruhestand zurückziehen wollte. Sie kannte den Pächter vom Moorhofe schon seit vielen Jahren als einen durchaus fleißigen und rechtschaffenen Mann und war geneigt, ihm die Pachtung zu übertragen, aber sie wunderte sich, daß er den Moorhof aufgegeben und wollte die Ursache wissen.

Marquardt erzählte ihr Alles ganz getreu und ließ nicht ein Wörtlein aus, verschwieg auch nicht, daß er im Augenblicke ganz arm und mittellos war. Diese letztere Mittheilung war ihr allerdings nicht angenehm; da sie aber seinen ehrenhaften Charakter kannte, so entschloß sie sich dennoch, ihm den Hof und das ganze Inventar, wie es sich eben vorfand, zu übergeben. Es war für sie keinem Zweifel unterworfen, daß er sich auch ohne Geld langsam emporarbeiten würde.

Froh, als wenn ihm ein Königreich geschenkt wor-

den sei, eilte er nach dem Moorhofe zurück und brachte seiner Frau die glückliche Nachricht. Ulrike empfing dieselbe mit strahlendem Gesichte und drang darauf, daß sie schon am folgenden Tage nach dem Maihofe gingen. Ihr Wunsch wurde erfüllt; der nächste Morgen fand sie schon auf dem Wege. Mit Freuden wurden sie von der gutmüthigen Alten empfangen. Nach genossenem Imbisse hatte sie keine Ruhe bis Ulrike die Wirthschaftsräume, die Ställe und den Garten gesehen und alle Vorzüge derselben erkannt hatte. Marquardt hielt unterdessen mit dem Meisterknechte einen Rundgang über die Aecker, durch die Wiesen und Wälder; mit scharfem Kennerblicke erkannte er, daß sich noch manche Verbesserung anbringen ließ. Jetzt, wo er wieder einen festen Boden unter den Füßen hatte, war seine Niedergeschlagenheit mit einem Schlage verschwunden und es bangte ihm nicht daß er bald vorwärts kommen werde, besonders dann, wenn der Graf ihm sein Geld herausgeben mußte, was er doch nicht ewig behalten konnte.

Auf dem Maihofe war die Erndte bereits vorüber, er machte sich deßhalb gleich an die Vorbereitungen zur Wintersaat und war vom Morgen bis Abend auf den Beinen, so daß die Knechte meinten, unter einem solchen Herrn sei die Arbeit eine wahre Lust. Sie ging auch flink von der Hand und sie waren mit der ganzen Bestellung fertig, als die andern Höfe noch mitten drin saßen. Mit Beginn der rauheren Herbsttage fing das Dreschen für die Wittwe an, denn der der alte Drusch gehörte natürlich noch ihr.

Endlich war der Winter da, und mit diesem begann der Proceß des Grafen gegen Marquardt. Allwöchentlich mußte er in die Stadt, denn die Advocaten hatten die Sache in den Händen und verwickelten sie nach der Schwierigkeit, um nur recht viel Gebühren herauszuschlagen. Um die Sache kurz zu machen, sei nur erwähnt, daß die Sachverständigen und die Richter

herausfanden, der ehemalige Pächter des Moorhofes habe die Gebäulichkeiten sehr verdorben, die Aecker schwer geschädigt und die Wälder gegen allen Gebrauch überaus stark geschlagen. Als sie die Rechnung machten, traf es sich, daß die ganze Summe, welche Märzenbach an Marquardt zu zahlen hatte, dem Grafen von Hallen zufiel. Alle Reclamationen halfen Nichts, alle Bitten wurden mit Hohnlachen abgewiesen und Summa Summarum, Marquardt war ein armer Mann.

Unglücklicher Weise ließ sich der Betrogene in Gegenwart der gräflichen Diener zu einer Drohung hinreißen, die ihm später sehr theuer zu stehen kommen sollte. „Die weltliche Gerechtigkeit hat mich im Stiche gelassen," sagte er, „aber es giebt noch eine himmlische, die sich aus Rang und Reichthum Nichts macht; und wenn auch diese schlafen sollte, so bin ich selbst Mann genug, um das schmähliche Unrecht, welches an mir geschehen, zu rächen."

Natürlich lachte man über diese Drohung, welche man nur als eine Ausgeburt ohnmächtiger Narrheit ansah, und die schadenfrohen Diener riefen ihm nach, einem Menschen, der im Zuchthause gesessen, müsse man schon eine solche Sprache verzeihen.

Der Schmerz um das verlorne Geld war natürlich nicht klein; Marquardt und seine Frau kauten lange an demselben wieder, aber als der Frühling seine Blätter und Blüthen trieb und die Aecker und Gärten seine ganze Thatkraft forderten, da verlor sich sein Trübsinn. Unter regem Schaffen verschwand sogar der Zorn, den er noch immer dem Grafen nachgetragen.

Anders war es mit von Hallen; er suchte alle Tage nach Gelegenheiten, seinen vermeintlichen Feind zu kränken. Dieser aber ging ihm aus dem Wege und dachte: „Was Du gethan hast, wird Dir über

Kurz oder Lang schon heim kommen! Vor mir aber sollst Du Ruhe haben."

Von Hallen war bei keinem Einzigen seiner Pächter beliebt, denn er schraubte sie nicht allein in die Höhe, so sehr er konnte, sondern that ihnen auch aus reiner Freude am Bösen allen möglichen Tort an. Wenn Einer nicht auf den Tag zahlen konnte, so blieben die Zwangsmittel niemals aus; ließ sich Jemand ein Vergehen zu Schulden kommen, so erfolgten die härtesten Strafen. Kein Hund, keine Katze durfte in seinen Jagden sich sehen lassen oder der Jäger Thomas mußte sie niederschießen, und gerade dann, wenn der Graf wußte, daß das Thier dem Eigenthümer lieb war, erst recht. Thomas selbst war nicht den zehnten Theil so schlimm, wie sein Herr; ja, er hatte oft sogar ein recht mitleidiges Gefühl, aber er stand einmal in des Grafen Diensten und mußte darnach handeln.

Der Pächter Märzenbach, von dem wir schon mehrmals gehört haben, besaß einen Hund, der sich auf eine Menge von Kunststücken verstand, so daß Märzenbach sagte, er habe mindestens so viel Verstand, wie der Graf. Das war diesem zu Ohren gekommen. Wüthend über die Beschimpfung, ritt er hinaus und schoß das Thier innerhalb der Hofumzäunung nieder. Märzenbach vergoß fast Thränen, denn der Hund war ihm in's Herz gewachsen, aber er konnte gegen den mächtigen Grafen, der noch dazu sein Gutsherr war, Nichts ausrichten. Dem Marquardt klagte er sein Leid. Dieser sagte: „Märzenbach, verhalte Dich ruhig, denn mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen, und mit dem Grafen besonders nicht. Er ist ein Mensch ohne Ehre und Gewissen, der den gemeinen Mann verachtet und nur an sich und sein Wohl denkt. Da oben wird abgerechnet, Märzenbach, und dann bekommen wir heraus, während er zahlen muß. Es giebt ja noch einen Gott im Himmel, der Alles recht macht.

Wenn das nicht wäre, hätte ich ihm schon hundertmal die Knochen entzwei geschlagen."

Diese Aeußerung kam dem Wütherich wieder zu Ohren und sie kränkte ihn so sehr, daß er schwor, er werde es dem schmutzigen Bauern bei der nächsten Gelegenheit eintränken.

Etwa vierzehn Tage nach dieser Zeit lagen zwei Bauersleute im dichtesten Strauchwerk des Waldes; sie waren beide mit dicken Knitteln bewaffnet, und der Eine hatte sein Gesicht geschwärzt. Leise zischelten sie miteinander. Das Gespräch hatte folgenden Inhalt:

„Sollen wir unser Vorhaben wirklich ausführen?"

„Ei, das versteht sich von selbst. Dieser Menschenschinder, mit dem die Richter und Advocaten unter der Decke liegen, muß doch einmal seinen Meister finden."

„Soll ich mir nicht auch das Gesicht schwarz machen?"

„Ist nicht nöthig, denn er kennt Dich doch nicht."

„Wer weiß! Hinter dem Pfluge hat er mich jedenfalls oft genug gesehen, und er hat ein Auge im Kopfe, mit dem er durch eine fußdicke Planke schauen kann. Uebrigens ist wahrhaftig Vorsicht nöthig, denn er hat immer Pistolen in den Halftern stecken."

„Ich denke, wir lassen ihm nicht Zeit, dieselben zu ziehen, sondern fallen so unversehens über ihn her, daß er sogleich in unsern Händen ist."

„Hätte uns der Schurke nicht unsere Jagdflinten nehmen lassen, so brauchten wir uns nicht so nahe an ihn heranzuwagen, wir könnten ihm aus dem sichern Hinterhalte eine Kugel durch den Kopf jagen."

„Hast schon Recht; ich würde mir auch wahrhaftig kein Gewissen daraus machen, aber die Flinten haben wir nun einmal nicht, und da müssen es die Stöcke thun."

Das Gespräch dauerte in dieser Weise noch eine

Weile fort; endlich schwiegen sie beide stille, denn auf dem Waldboden hörte man die dumpfen Hufschläge eines Pferdes. Der Himmel hatte sich unterdessen mit schwarzen Wolken bedeckt, und da es ohnehin gegen den Abend ging, so war es fast so finster, wie in der Nacht. Die beiden Männer faßten ihre Stöcke fester, und erhoben sich leise und stellten sich an dem Pfade auf, den der Reiter passiren mußte. Dieser kam jetzt sorglos daher geritten und hielt die Zügel des Thieres nachlässig auf dessen Halse.

Plötzlich fühlte er einen Ruck an demselben und als er aufschaute, gewahrte er einen Mann mit geschwärztem Gesichte, der im Begriffe war, ihn mit einem Knittel vom Pferde zu schlagen. Ein zweiter Mann, auf dieselbe Weise bewaffnet, kam aus dem Hintergrunde. Rasch zog der Reiter ein Pistol aus dem Halfter und wollte es auf seinen Angreifer losdrücken; dieser aber war noch rascher und versetzte ihm einen Schlag über den Arm, wodurch die Kugel eine andere Richtung bekam und dem Reiter durch den Leib fuhr. Mit einem Schrei sank derselbe vom Pferde auf den Waldboden, der sich rasch mit seinem Blute färbte. Der Geschwärzte starrte auf den Verwundeten und lispelte: Machen wir uns aus dem Staube, sonst kommt der Schuß auf unsere Rechnung und wir werden des Mordes angeklagt."

Die beiden Männer begaben sich auf den Trab und waren bald im Dickicht des Waldes verschwunden. Der Reiter lag noch immer auf dem Boden; der Schuß und der schwere Sturz vom Pferde hatten ihm die Besinnung geraubt. Als er nach einiger Zeit zu sich selber kam, fühlte er einen heftigen Schmerz im Beine und in der Schulter. Er mußte sich besinnen, was denn mit ihm vorgegangen. „Ah," murmelte er, „jetzt weiß ich — der schwarze Kerl und sein Helfershelfer fielen über mich her. Wer kann das gewesen sein? Der Gestalt nach kein Anderer, als

der Marquardt. Wahrhaftig, der Marquardt war's und er wird einen von seinen Knechten bei sich gehabt haben. Ei, Du Heimtücker, schwärze nur Dein Gesicht; wir fangen Dich doch, und bei Gott, es soll Dir schlecht gehen!"

Der Schmerz wurde jetzt so groß, daß er die Zähne zusammenpressen mußte, um nicht zu schreien. Das Pferd war an der Stelle stehen geblieben; es schien den Unfall seines Herrn zu begreifen, denn es ließ traurig das Haupt sinken und berührte zuweilen die Stirne des Verwundeten mit seinen Lippen, gleichsam, als ob es ihn zum Aufstehen veranlassen wolle. Dieser griff jetzt nach dem Zügel, um sich an demselben zu erheben, aber sein Arm fiel schlaff herab und schmerzte ihn so furchtbar, daß er einer Ohnmacht nahe kam, denn er war durch den Sturz im Schultergelenke zerbrochen. Was sollte er nun beginnen? Die Nacht war da, und es ließ sich voraussehen, daß sobald kein Wanderer mehr durch den Wald kommen werde. Da erhob er seine Stimme und rief so laut er konnte, um Hülfe. Ungehört verhallte sie zwischen den Bäumen, und er wurde von dem langen Rufen ganz heiser und empfand einen quälenden Durst. Stunde um Stunde verging, er fiel aus einer Ohnmacht in die andere, aber es kam keine Hülfe.

Das Pferd, welches bisher ruhig an einer Stelle gestanden hatte, schien die Geduld zu verlieren, denn es begann den Boden zu scharren und seine Stellung bald nach Links bald nach Rechts zu verändern. Plötzlich setzte es sich in Trab und sprengte den Weg, den es gekommen war, zurück. Bald hatte es den Wald hinter sich und folgte der Fahrstraße, bis zum Märzenbachhofe. Tiefe Stille herrschte rings umher, die Bewohner lagen längst im Schlafe. Das kluge Thier war mit der Absicht gekommen, Hülfe für seinen verwundeten Herrn zu suchen; es wußte nur nicht, wie es sich verständlich machen und die Leute aufwecken

sollte. Unruhig trabte es ein paarmal vor dem Thore auf und ab, dann begann es laut zu wiehern, und als dieses auch Nichts half, hämmerte es mit den Hufen gegen das Thor.

Ueber dem Pferdestalle schliefen zwei Knechte; Einer von ihnen erwachte, stieß seinen Schlafkameraden an und sprach: „Horch, was ist das? Sollte man nicht glauben, es sei eines der Pferde los?"

Sie sprangen beide auf und kleideten sich rasch an. Unterdessen waren auch alle Pferde in den Ställen unruhig geworden; sie wieherten und scharrten mit den Füßen. Der ungewöhnliche Lärm weckte auch das übrige Gesinde und Märzenbach. Da das Stampfen gegen das Thor nicht aufhörte, so waren sie rasch in den Kleidern und beeilten sich, nach der Ursache des Geräusches zu sehen. Verwundert schauten sie das Pferd an, welches vollständig gesattelt und gezäumt vor dem Thore stand. Ein Knecht kam mit der brennenden Stalllaterne herbei und leuchtete über dasselbe hin. „Sapperlot," sagte er, „das ist der Schimmel des Grafen Elogius von Hallen. Was will denn der hier? Sollte er etwa seinen Herrn abgeworfen haben oder aus dem Stalle entlaufen sein?"

„Aus dem Stalle entlaufen?" sagte Märzenbach kopfschüttelnd, „das ist wohl nicht gut möglich. In der Nacht sattelt man doch kein Pferd. Es müßte also schon gestern Abend geschehen sein, und da sollte es mich doch Wunder nehmen, daß vom Schlosse Niemand hier gewesen ist, um nachzufragen. Nein, da liegt etwas Schlimmeres zu Grunde. Wenn der Graf den Schimmel wirklich geritten hat, dann ist er abgeworfen worden und das Thier hat Reisaus genommen. Nun, ich denke auch gleich das Schlimmste. Schaden wird er am Ende doch nicht genommen haben, denn er ist ein perfekter Reiter und so leicht nicht aus dem Concepte zu bringen."

Der Schimmel hatte des Klopfen mit den Hufen

aufgehört, aber er benahm sich noch immer wunderlich. Mit vielen Sprüngen flog er davon, kehrte dann wieder zurück, und umkreiste die Knechte, während er eine Art von Wiehern laut werden ließ und bald hier, bald dort einen der Knechte mit dem Maule anstieß.

Als er sah, daß die Leute ihn nicht verstanden, ging er langsam vorwärts und gab zu verstehen, daß sie folgen sollten.

„Der Schimmel hat Etwas," sagte Märzenbach; „er kann es nur nicht mittheilen, weil er nicht zu sprechen versteht. Wie wäre es, wenn wir ihm folgten?"

Diesem Vorschlage stimmten Alle bei; das Pferd hatte kaum gemerkt, daß die Leute sich in Marsch setzten, als es sich an die Spitze derselben stellte und sie über die Heerstraße in den Wald führte. Seine Ungeduld aber war so groß, daß es sich nicht zügeln konnte, sondern voraustrabte; aber es kehrte auch immer wieder zurück und geberdete sich wie ein Hund, welcher zehnmal den Weg durchmißt, welchen sein Herr nur einmal macht. Mit dem Eintritte in den Wald war es recht dunkel geworden und sie konnten nur noch den weißlichen Schimmer seiner Haare sehen. Plötzstieß es ein lautes Freudengewieher aus, und war mit einem Satze von dannen.

„Ich will mich wahrhaftig hängen lassen," rief Märzenbach, „wenn da nicht irgendwo im Gehölze entweder der Graf oder ein anderer Mensch liegt, der das Thier geritten hat. Geh Du einmal mit der Laterne voran, Max, damit wir die Spur nicht verlieren."

Der Knecht leuchtete mit der Laterne über den Boden, auf dem der Eindruck der Hufe deutlich zu sehen war, so daß sie nicht fehl gehen konnten. Nach einer Weile sahen sie den Schimmel wieder,

welcher den Kopf auf den Boden geneigt, ruhig an einer und derselben Stelle stand. Der Knecht hielt die Laterne tiefer. Die Strahlen derselben beleuchteten jeden Gegenstand am Boden. Da erblickte sein Auge etwas, was ihm einen lauten Schrei auspreßte. Vor ihm lag, ausgestreckt in einer Lache Blutes, ein Mensch. Märzenbach und die Knechte bückten sich nieder und riefen wie aus einem Munde: „Der Graf von Hallen!“

Drittes Kapitel.

Der Mordanfall.

Ja, es war wirklich der Graf Elogius von Hallen, derselbe Mann, welcher keinem Menschen auf der Welt gut war und der jetzt von einem Thiere beschämt wurde. Der Schimmel hatte so oft die Peitsche und den Sporn gefühlt, war auch eben so oft in unnöthiger Weise cujonirt und mißhandelt worden, daß man wohl ein störriges Benehmen gegen seinen Herrn hätte erwarten sollen, aber das unvernünftige Vieh übertraf ihn an Edelmuth; es hatte keine Ruhe, bis es Hülfe herbeigeholt.

„Woher kommt denn das viele Blut?“ fragte Märzenbach. „Hat er sich vielleicht im Sturze verletzt?“

Auch die Knechte umstanden ihn prüfend. „Es muß im Beine sein,“ sagte Max, „denn seht, gerade da kommt am meisten Blut heraus.“ Der Eine vermuthete noch Dieses und der Andere Jenes, aber der Verwundete selbst gab ihnen Aufschluß. Bis jetzt hatte er ohne Besinnung gelegen; nun aber schlug er die Augen auf und schaute seine Helfer an. Man hätte glauben sollen, seine Hülflosigkeit hätte ihm zur Genüge gezeigt, was es heißt, mit zerbrochenen Gliedern auf sich selbst angewiesen zu sein; man mußte wenigstens ein Wort des Dankes voraussetzen; statt dessen aber stieß er nur Verwünschungen aus. „Verflucht sei der Hund von Marquardt! Er hat mir eine Kugel durch den Leib gejagt und meinen Arm entzweigeschlagen. Geht nur gleich und holt die Polizei, daß der Mörder mit Ketten

gebunden und um einen Kopf kleiner gemacht wird. Mich aber bringt in das nächste Haus und holt meinen Arzt herbei."

Die Knechte machten sich daran, ihn aufzuheben, aber sie gingen so ungeschickt zu Werke, daß er furchtbare Schmerzen empfand. Stöhnen, Aechzen, Fluchen wechselten miteinander ab und er drohte, sie alle niederzuschießen, wenn er seinen Arm wieder gebrauchen könne.

Das war dem Max denn doch ein Bischen zu toll. „Herr Graf," sagte er, „wenn Sie mit solchen Absichten umgehen, dann thun wir am besten, Sie hier liegen zu lassen. Bis morgen früh würden Sie wohl nicht mehr im Stande sein, ihre Drohung wahr zu machen. Sie sehen ja, daß wir Ihnen gerne helfen wollen, aber das kann doch nur geschehen, wenn wir Sie auch wirklich anfassen. Also, Jungens, hebt nur und macht euch nichts aus seinem Geschrei."

Sie luden den Tobenden auf und schritten so behutsam, als es ihnen möglich war, mit ihm davon, während Max und die Andern noch auf der Unglücksstätte zurückblieben.

In der ersten Aufregung hatten sie wenig Acht auf die Beschuldigung des Grafen gehabt; jetzt aber fiel sie ihnen wieder ein, und Märzenbach sagte: „Sollte es denn wirklich wahr sein, daß der Marquardt seine Hände in Blut getaucht hat?"

Niemand wagte ja zu sagen, denn der ehemalige Pächter des Moorhofes hatte bisher immer als ein friedliebender Mann gegolten; aber es sagte auch Niemand nein. Alle Welt wußte ja, in welchem Verhältnisse die beiden Männer gestanden und daß der Graf kein Mittel unversucht gelassen hatte, um Marquardt zur Verweiflung zu bringen.

„Wenn er es gethan hat," sagte Max, „so finde ich es nicht so sehr unnatürlich, denn ich meine, wer unschuldiger Weise so viel hat leiden müssen, dem könne wohl einmal die Galle überlaufen. Was mich

angeht, so will ich wahrhaftig keinen Eid darauf schwören, daß ich ihm nicht schon früher das Leder gegerbt hätte."

Diese Aeußerung löste auch den Uebrigen die Zunge; Jeder erinnerte sich, einmal irgend ein drohendes Wort aus Marquardts Munde gehört zu haben, und so stand es am Ende fast zweifellos fest, daß er der Thäter sei.

„Es thut mir wahrhaftig leid für den armen, geplagten Marquardt," sagte Märzenbach, „aber, da wir den Grafen hier in seinem Blute gefunden haben, so müssen wir auch die Anzeige machen. Wer will also zum Bürgermeister?"

Es meldete sich Niemand, denn die Knechte betrachteten es wie einen Verrath, wenn sie den Pächter in's Unglück brächten. Nachdem man sich lange hin und hergestritten hatte und schon der Vorschlag gemacht worden war, Hälmchen zu ziehen, bot sich Max an, den Auftrag auszurichten. Alle wunderten sich darüber, denn gerade Max war als ein Feind des Grafen und als ein großer Verehrer des Beschuldigten bekannt. Indessen ließen sie sichs doch Alle gerne gefallen, weil sie so auf eine gute Manier davon kamen.

Max zögerte nicht lange, sondern machte sich sogleich auf den Weg, aber er war kaum im Dunkel des Waldes verschwunden, so schlug er die Richtung nach dem Maihofe und nicht nach dem Pfarrdorfe ein, wo der Bürgermeister wohnte. Die Finsterniß war schon nicht mehr so undurchdringlich, wie vorher, denn die Sonne schickte schon die hellen Luftgeister vor sich her, welche mit dem Flattern ihrer Goldflügel in fernem Osten die Dämmerung hervorbringen. Ehe er den Hof erreichte, mußte es lichter Tag sein, wenn er sich nicht sehr sputete; darum machte er lange Schritte und suchte in dem unsicheren Zwielichte die abkürzenden Feldwege auf.

Während dieser Wanderung durchkreuzten allerlei Gedanken seinen Geist, die sich aber doch sämmtlich

auf den Grafen und Marquardt bezogen. In seinem Innern war er, so zu sagen, von der Schuld des Letztern überzeugt, nicht allein, weil es der Graf war, der diese Aussage gemacht, sondern hauptsächlich, weil er sich an des Pächters Stelle setzte und dessen Rache natürlich fand. „Das kann ihm eine theuere Geschichte werden," murmelte er. „Es verstehet sich ja von selbst, daß die Richter zum höchsten Strafarreste greifen werden, weil der Kläger eben ein Graf ist und weil Marquardt schon einmal wegen Wilderns gesessen hat. Der arme Mensch, der sonst keinem Wurme etwas zu Leide thut und einen so ehrenhaften Charakter hat, wie nur irgend ein Baron oder Graf in der Welt, er dauert mich, und ich muß machen, daß er sich zeitig aus dem Wege thut. Es ist freilich Unrecht, einen Beschuldigten zu warnen und ihn den Händen der Justiz zu entziehen, aber wie hier die Verhältnisse liegen, wird der liebe Gott schon ein Auge zudrücken und nicht so scharf sein, wie die Menschen."

Seine Schritte wurden noch länger, und er erreichte den Maihof, ehe die Sonne aufging. Im Begriffe, durch das Thor zu schreiten, kam ihm Marquardt mit einem Grabscheite entgegen. „Es ist gut, daß ich Sie hier treffe, Baas," sagte Max; „in den Hof wäre ich nicht gerne gekommen, weil es nicht gut ist, daß mich die Leute sehen, und doch muß ich nothwendig mit Ihnen sprechen. Ist hier kein Plätzchen, wo wir ungesehen und ungestört sind?"

Diese Anrede setzte den Pächter nicht wenig in Erstaunen, und er wußte nicht, was er davon denken sollte. „Wir können in der Pasche zusammenreden," sagte er, und führte den Knecht in das Kelterhaus, wo im Herbste die Aepfel und Birnen gepreßt oder, wie man in dortiger Gegend sagte, gepascht werden. Sie traten ein, und Max schloß die Thüre hinter sich, während er den Pächter vom Kopfe bis zu den Füßen

musterte und jedes Fleckchen an seinen Kleidern beschaute."

„Was willst Du denn eigentlich?" fragte Marquardt; „wozu diese Heimlichthuerei? Sprich, warum bist Du in so außergewöhnlich früher Stunde hieher gekommen?"

„Wo waren Sie diese Nacht, Baas?"

„Wo ich alle Nächte bin," antwortete der Pächter, „in meinem Bette. Ich denke Du doch auch."

„Nur einen Theil der Nacht, lieber Baas. Wir wurden durch einen merkwürdigen Umstand aus dem Schlafe geweckt. Mitten in der Nacht hörten wir draußen einen Heidenlärm. Es war ein Pferd, welches mit den Hufen gegen die Thüre bombardirte und Einlaß begehrte. Das war schon ein merkwürdiger Umstand, aber es sollte noch besser kommen. Als wir endlich in den Kleidern und draußen waren, da erkannten wir den Schimmel des Grafen von Hallen, welcher gesattelt und gezäumt uns seinen Morgenbesuch machte. Das Thier geberdete sich ganz sonderbar, und wir wußten nicht, was es wollte; am Ende verstanden wir aber doch so viel, daß wir ihm folgen sollten, was wir auch thaten. Es führte uns in den Wald und an eine Stelle, wo ein Mensch in seinem Blute lag. Als wir denselben mit den Laternen beleuchteten, fand sich, daß es der Graf von Hallen war. Natürlich glaubten wir, er sei gestürzt und habe sich dadurch die Wunden zugezogen, aus denen sich das Blut auf den Boden ergossen; aber der Graf, welcher bald nachher aus seiner Ohnmacht erwachte, sagte uns, er sei von Ihnen, lieber Baas, überfallen und so zugerichtet worden. Jetzt bin ich auf dem Wege, um den Bürgermeister herbeizurufen, aber aus alter Liebe und Anhänglichkeit komme ich zuerst hierher, denn noch haben Sie Zeit, sich aus dem Staube zu machen."

Marquardt hatte diese Schilderung mit dem größten Gleichmuthe angehört; nur, als der Knecht erwähnte,

daß der Graf ihn als Thäter angegeben, entfärbten sich seine Lippen ein wenig, doch war das nur vorübergehend und er antwortete: „Wenn der Graf mich angegeben, so hat er eine falsche Beschuldigung gemacht, denn ich habe diese Nacht den Maihof nicht verlassen. Ich bin deßhalb auch weit von dem Gedanken entfernt, die Flucht zu ergreifen. Warum? Was hätte ich für eine Ursache? Wahrlich gar keine. Mag der Bürgermeister immerhin mit dem Polizeisoldaten kommen, ich werde ihm keinen Schritt aus dem Wege gehen."

„Es freut mich, lieber Baas, daß Sie unschuldig sind," sagte Max, „aber der Graf hat ein böses Herz und einen langen Arm, deßhalb fragt es sich sehr, ob Sie nicht dennoch besser thäten, dem ersten Sturm aus dem Wege zu gehen. Der Schuldige wird sich ja bald finden, und dann können Sie wieder zurückkommen."

„Hier bleib ich," entgegnete Marquardt; „übrigens danke ich Dir für Deine Freundlichkeit, die ich wohl zu schätzen weiß. Geh nur zum Bürgermeister und thu Deine Pflicht; ich aber gehe in's Feld und warte geduldig auf das, was geschieht."

Max schüttelte den Kopf, denn die erhaltene Antwort war ihm ganz und gar nicht recht, aber er konnte nichts daran thun und mußte sich entfernen. Als er etwa hundert Schritte weit weg war, drehte er sich noch einmal um und schaute dem Marquardt nach, welcher langsamen und gemessenen Schrittes dem Feldwege folgte. „Es sollte mir doch leid um den guten Menschen thun, wenn ihm etwas Schlimmes widerführe," sagte er, „denn im Grunde genommen bleibt er doch immer ein prächtiger Kerl, wenn er auch den Grafen etwas am Zeuge geflickt hat."

Der Pächter hatte jetzt den Acker erreicht, wo er wegen des Zertretens und Ueberfahrens Gräben aufwerfen wollte. Auf das Grabscheit gestützt, schaute er vor sich hin und dachte über seine Lage nach. Es ließ sich nicht leugnen, daß sie schlimm genug war und

noch schlimmer werden konnte. Wenn der Graf ihn wirklich als Thäter angegeben, so blieb er auch bei dieser Aussage, selbst gegen seine bessere Ueberzeugung, denn wer einmal den Haß dieses Mannes auf sich geladen, der konnte sich darauf gefaßt machen, daß er alles, was in seinen Kräften lag, gegen ihn that. Auf der andern Seite konnte er sich aber auch gar nicht denken, daß man einen ganz unschuldigen Mann verfolgen würde. Floh er, wie Max es ihm gerathen, so lud er von vorn herein den Verdacht der Thäterschaft auf sich und das war fast so gut wie eine halbe Verurtheilung. Er dachte darüber nach, wie er beweisen könne, daß er während der Nacht seinen Hof nicht verlassen, aber das war zum mindesten schwer, sehr schwer. Zufälliger Weise hatte er gerade gestern eine kleine Tour in der Gegend gemacht, wo der Mord vorgefallen und er war erst heimgekehrt, als seine Frau und sein Gesinde bereits im Bette lagen. Wie leicht konnte das Alles zu seinem Nachtheile gedeutet, wie leicht eine Waffe gegen ihn daraus gemacht werden?

Nachdem er sich einige Zeit vergeblich hin und hersonnen hatte, um auf einen guten Gedanken zu kommen, stieß er das Grabscheit in den Boden und murmelte: „Der alte Gott lebt ja noch. Er hat mich einmal unschuldig in den Kerker wandern lassen; zum zweitenmale wird er es nicht zugeben.“

Rüstig machte er sich über die Arbeit her und warf den Graben aus. Nur zuweilen, wenn die Befürchtungen wieder von Neuem auf ihn einstürmten, hielt er einen Augenblick inne, aber es dauerte doch nicht lange, dann setzte er seine Arbeit wieder fort. Erst, als die Glocke auf seinem Hofe gezogen wurde und den Knechten das Zeichen zur Heimkehr gab, schwang er das Grabscheit auf die Schulter und wanderte zurück.

Ulrike war noch sehr beschäftigt, denn sie hatte

ein großes Dienstpersonal und mußte, wenn alles klappen sollte, die Augen überall selbst haben. Jetzt wurde aber auch in dem kleinen Stüblein, worin er und seine Frau allein speisten, aufgetragen, und die beiden Gatten setzten sich zu Tische.

Der Mittags- und der Abendtisch waren fast die einzigen Gelegenheiten, wo Marquardt und Ulrike ungestört miteinander sprechen konnten. Alle Herzensergießungen und vertraulichen Besprechungen wurden deßhalb auch auf diese Stunde verspart, dann aber auch gewöhnlich recht ausgenutzt. Der Pächter, welcher sonst in der Regel sehr heiter war und nicht mit Worten geizte, saß heute ganz still da und schaute mit trübem Gesichte vor sich hin. Mechanisch tauchte er den Löffel in den Teller und schien gar nicht zu wissen, daß er aß.

Ulrike bemerkte es mit Besorgniß und fragte: „Was ist Dir denn Marquardt? Du siehst aus, als ob eine Krankheit im Anzuge wäre."

„Wollte Gott, es wäre nur eine Krankheit," antwortete der Pächter; „aber ich fürchte, es ist etwas Schlimmeres."

„Erschrocken sprang Ulrike vom Stuhle auf und rief: „Mein Gott, Du jagst mich in Angst! Was ist denn geschehen?"

„Ich würde es Dir schon gesagt haben, Ulrike, aber ich kenne Deine Empfindsamkeit und weiß, daß selbst eine weniger schlimme Nachricht Dich gleich aus dem Concepte bringt. Nun, lange kann es doch nicht verborgen bleiben, darum ist es am Besten, ich sage gleich klar heraus, um was es sich handelt. Höre: Der Graf von Hallen ist heute Nacht im Walde überfallen und auf den Tod mißhandelt und verwundet worden."

„Ist das Alles?" fragte Ulrike in langgedehntem Tone; „ich meine, wir könnten das wohl bedauern, weil er ja auch ein Mensch ist; aber, daß Du Dir

deßwegen die Suppe kalt werden lässest und in trüben Gedanken da sitzest, das begreife ich in der That nicht, denn der Graf hat es sicherlich nicht um uns verdient."

„Das hat er auch nicht, Ulrike, aber es ist ein Umstand dabei, der für uns dennoch von der größten Wichtigkeit ist. Es geht nämlich das Gerücht, ich sei es gewesen, welcher den Grafen zur nächtlichen Zeit und mit geschwärztem Gesichte überfallen habe."

„Aber dem ist doch nicht so, Marquardt?"

„Freilich nicht, aber der Graf hat mich als den Thäter angegeben."

„Das ist nicht möglich! Du bist ja die Nacht hier gewesen."

„Allerdings bin ich hier gewesen, aber der Graf hat seine Beschuldigung einmal ausgesprochen, und da man einem Grafen mehr glaubt, als einem armen Pächter, so ist hundert gegen eins zu wetten, daß sie mich fassen. Der Graf trägt mir einen unbegrenzten Haß nach, und ich glaube ganz sicher, daß er mich an den Galgen brächte, wenn er es möglich machen könnte. Max, der Knecht des Märzenbach, der den Verwundeten selbst im Walde gesehen, war heute schon in der Frühe hier, erzählte mir Alles und rieth mir zur schleunigen Flucht."

Ulrike's Angst stieg immer höher; sie ließ nicht nach, bis ihr Mann ihr alle Einzelnheiten erzählt hatte; dann aber rief auch sie aus: „Ja, Du mußt fort; hier ist Deines Bleibens nicht mehr. Wenn sie Dich finden und in's Gefängniß setzen, so ist der Prozeß so gut wie gemacht. Was fragen die vornehmen Herren nach einem armen Bäuerlein? Nichts, gar nichts! Du mußt fort! Aber jetzt gleich! Da ist der Schlüssel von der Truhe; stecke Geld zu Dir und mache Dich eiligst aus dem Staube!"

„Das geht nicht, Ulrike," antwortete Marquardt; „wenn ich fliehe, so findet Jedermann die Anklage des Grafen begründet, und man wird einfach sagen: Wenn

er unschuldig wäre, so würde er auf dem Maihofe geblieben sein! Nein, fliehen will ich nicht, mag auch daraus werden, was es will. Ich bleibe hier und warte ruhig ab, was geschehen wird."

Ulrike, der es in erster Linie um die Sicherheit des geliebten Mannes zu thun war, weinte bittere Thränen und machte noch ein paarmal den vergeblichen Versuch, ihn zur schleunigen Flucht zu bestimmen, aber zum erstenmale in ihrem Leben mußte sie die Erfahrung machen, daß er ihren Wünschen einen hartnäckigen und unerschütterlichen Widerstand entgegensetzte.

Folgen wir nun dem Knechte Max, welcher sich auf dem Wege zum Dorfe befand, wo der Bürgermeister wohnte. Seine Schritte waren eben nicht die schnellsten, denn er wollte dem Marquardt Zeit lassen, sich in Sicherheit zu bringen. Bald blieb er hier, bald dort stehen, und seine Schritte verzögerten sich so sehr, als ob er mit jedem Augenblicke an die Umkehr dächte. Endlich lag doch der Kirchthurm vor ihm und die Häuser schauten ihm entgegen. „Nun muß ich aber die Schneckenpost dran geben," sagte er, „die Leute könnten sonst merken, daß ich absichtlich langsam gehe."

Seine Schritte nahmen eine größere Geschwindigkeit an und er gab sich kaum Zeit, die im Felde arbeitenden Ackersleute zu grüßen.

„Nun, wohin denn so eilig?" rief ihm der Eine und Andere zu. „Brennt's etwa?"

Max kehrte sich nicht daran, sondern eilte weiter, bis er das Bürgermeisteramt erreicht hatte. Hier erfuhr er zu seiner großen Freude, daß der Herr Bürgermeister in die Wiesen gegangen sei, und daß man ihm auch keinen Boten nachschicken könne, weil man die Richtung, die er genommen, nicht kenne.

Max wartete geduldig, rauchte seinen Pfeifenstummel ein halb Dutzendmal leer und trommelte mit den Fingernägeln auf den Fensterscheiben. Der Abwechselung

wegen ging er auch wohl über den Hof und durch den Garten. Schmunzelnd sprach er zu sich selbst: „Der Marquardt wird kein Esel gewesen sein, und die Ulrike wird auch nicht mit Bitten nachgelassen haben, bis er aus dem Hause war. Jetzt kann er längst über alle Berge und sogar über die Grenze sein. Es sollte mich doch freuen, wenn der Graf seinen Willen nicht bekäme."

Endlich kam der Bürgermeister aus den Wiesen heim, und da er müde und hungrig war, so nahm er erst ein Frühstück; dann durfte der Max kommen.

„Herr Bürgermeister," hob dieser an, „ich komme in einer sehr dringenden Angelegenheit und habe leider sehr lange warten müssen. Heute Nacht ist ein großes Unglück im Walde geschehen und ich bin beauftragt, dasselbe bei Ihnen zur Anzeige zu bringen." Der Bürgermeister spitzte die Ohren und hieß ihn in die Schreibstube treten, wo er das Ereigniß zu Protokoll bringen müsse.

Max begann nun seine Erzählung in einer sehr umständlichen Weise, indem er in weitschweifiger Erzählungsmanier von Anfang bis zu Ende eine sehr genaue Schilderung machte. „Fassen Sie sich kürzer," sagte der Bürgermeister, „denn ich kann das doch nicht Alles niederschreiben und das Meiste, was Sie sagen, ist gar nicht wichtig. Also Sie fanden im Walde einen verwundeten Mann?"

„Ja, Herr Bürgermeister, verwundet war er ganz sicher; woher hätte sonst das viele Blut kommen sollen, welches auf dem Boden lag und noch aus seinen Kleidern träufelte. Vom Nasenbluten kann doch eine so große Lache nicht kommen. Ja, er war verwundet. Ich weiß nicht, ich meine, ich hätte etwas von einem Schusse gehört, und dann war auch der Arm gebrochen. Ich dachte mir schon, den Schuß habe er durch das zufällig losgegangene Pistol erhalten, welches im Halfter gesteckt hatte, und der Armbruch sei durch den Sturz vom Pferde entstanden.

Alle, welche dabei waren, der Märzenbach und seine Knechte, meinten dasselbe, und es war auch, meiner Ansicht nach, sehr verzeihlich, aber, wenn man dem Verwundeten glauben kann, so verhält es sich doch anders. Er schlug nämlich die Augen auf und sagte, er sei von zwei Kerlen überfallen worden, wovon der Eine sein Gesicht geschwärzt hatte. Diese Menschen, sagte er, seien mit Knitteln bewaffnet gewesen, hätten sein Pferd mit dem Zügel ergriffen und seien ohne alle Veranlassung über ihn hergefallen."

„Haben Sie den Verwundeten erkannt?" fragte der Bürgermeister.

„Ja, ganz gewiß! Wir haben ihm ja in's Gesicht geleuchtet und ihn an seinen Haaren, seiner Kleidung, seinen Gesichtszügen und seiner Sprache erkannt. Herr Bürgermeister, das wissen Sie ja auch, daß man sein Gesicht aus hundert andern herausfinden kann, oder ist es nicht so?"

„Wer war es denn?"

„Sagte ich das nicht schon gleich im Anfange? Es war der Herr Graf Elogius von Hallen."

„Herr Gott, der Graf!" rief der Bürgermeister, indem er wie ein Gummiball in die Höhe schoß und sich mit der Hand durch die Haare fuhr. „Aber um's Himmels willen, wie können Sie diesen wichtigen Umstand so lange umgehen? Der Graf! Mein Gott, was wird er sagen, daß wir so langsam und saumselig zu Werke gehen?"

„Hm," entgegnete Max, „ich glaube, der Doctor war ihm noch nöthiger, als die Polizei, und damit wird er für den Anfang genug zu thun haben."

„Hat man keine Ahnung, wer die Thäter gewesen?" fragte der Bürgermeister. „Wenn irgend ein Anhaltspunkt vorhanden ist, so muß ohne Zögerung zur Verhaftung geschritten werden, denn hier liegt ohne Zweifel ein wohlüberlegter Mordanfall vor. Wissen Sie nichts?"

„Nein, Herr Bürgermeister, ich weiß nichts, ich bin

ja nicht dabei gewesen, und auch sonst keiner von unsern Leuten. Was wir wissen, beschränkt sich einzig und allein auf die Aussage des Grafen."

„Also der Graf hat sie gekannt? Gut, gut, wer war es?"

„Der Graf nannte einen Namen, der bei allen Pächtern in Achtung steht, einen Namen, der überall einen guten Klang hat. Die meisten Leute waren deßhalb auch der Meinung, der Graf habe sich versehen. Leicht möglich, Herr Bürgermeister, denn wer kann unter einem schwarzen Gesichte gleich die Leute erkennen?"

„Um's Himmels willen, Sie bringen mich durch Ihre Umständlichkeit zur Verzweiflung! Sagen Sie doch nur kurz und bündig, wen der Graf nannte."

„Er nannte den Pächter Marquardt vom Maihofe."

„Richtig, der Marquardt wird's gewesen sein," sagte der Bürgermeister; „der hat ja mit dem Grafen den Prozeß gehabt und wegen Wilderns im Gefängnisse sitzen müssen. Begreiflicher Weise hat er ihm Rache nachgetragen und nun seinem Groll durch diesen Ueberfall Luft gemacht. Aber, warum haben Sie das nicht eher gesagt? Der Uebelthäter kann ja nun längst entflohen sein. Ich mache Sie verantwortlich dafür."

„O, das geht aber nicht, Herr Bürgermeister; wenn Sie eher aus den Wiesen gekommen wären, wüßten Sie's schon lange. Ich mußte doch der Reihe nach erzählen."

Der Bürgermeister kratzte das Protokoll schnell fertig, las es mit heftiger Eile vor und ließ es von Max unterzeichnen. Das war kaum geschehen, als er auf den Hof eilte und zweien seiner Knechte einen Auftrag gab. Der eine sollte den Polizeidiener herbeiholen, der andere das Protokoll nach der Stadt bringen und den Richter ersuchen, sich sogleich nach dem Pachthofe des Märzenbach zu begeben, wohin man den verwundeten Grafen gebracht habe.

Der letztere Knecht begab sich sogleich in den Stall,

um das schnellste Pferd zu satteln, während der Bürgermeister das Begleitschreiben fertig machte und es siegelte. Der Knecht war bald im Sattel und sprengte davon, daß die Funken aus den Steinen sprühten.

Weniger Glück hatte der andere Knecht, denn er kam mit der Nachricht zurück, der Polizeidiener sei auf ein benachbartes Dorf gegangen, um bei einer Steuerexecution zugegen zu sein.

„Tölpel," schrie ihn der Bürgermeister an, „hast Du denn nicht gemerkt, daß Eile noth thut? Ich brauche den Polizeidiener auf der Stelle, und Du sollst sogleich hingehen und ihn hierherholen. Er muß kommen, und wenn er auf der Spitze des Kirchthurmes steht!"

Der Knecht steckte den Tölpel ruhig zu den Eseln und Kalbsköpfen, die er früher schon erhalten, und machte sich auf den Weg, während sein Herr im Stillen überlegte, was er noch Alles thun könne, um sich den Grafen zu verpflichten. Es ist ja bei solchen Characteren natürlich, daß man einen Grafen gerne zum Freund hält, weil man nicht im Voraus weiß, wo man ihn einmal nothwendig hat.

Max machte sich mit einem sehr ernsten Gesichte auf den Heimweg; als er aber das Dorf hinter sich hatte, hielt er sich den Bauch vor Lachen, denn er hatte mit seiner anscheinenden Dummheit die Sache so sehr in die Länge gezogen, daß Marquardt, wie schon oben gesagt, längst über alle Berge sein konnte. Das malte er sich denn auch mit lebhaften Farben aus und stellte sich die verblüfften Gesichter vor, wenn es auf einmal hieß: „Der Marquardt ist entflohen, und die Nürnberger hängen keinen, den sie nicht haben."

Auf dem Rückwege kam ihn die Lust an, noch einmal die Stätte des Verbrechers zu sehen, und er machte einen bedeutenden Umweg, um dahin zu gelangen. Noch lag das Blut an derselben Stelle, so

wie auch des Grafen Hut, der ihm im Sturze vom Kopfe gefallen war. Aber er fand auch noch etwas Anderes, was er nicht vermuthet hatte, nämlich eines von den Pistols des Grafen. Es war leicht kenntlich an den reichen Cisilirarbeiten auf den einzelnen Eisentheilen; auch stand der Name des Eigenthümers darauf gravirt. Er hob es auf und nahm es mit sich, denn seines Erachtens war das Pistol, welches dem Grafen und nicht dem Marquardt gehörte, ein Beweis, daß letzterer den Mordanfall nicht begangen, sondern, daß der Graf sich mit seiner eigenen Waffe verwundet habe. Er hatte deßhalb über diesen Fund, den er dem Richter einhändigen wollte, eine ganz unbändige Freude.

Viertes Kapitel.

Marquardt wird verhaftet.

Die Träger, welche den Verwundeten zu Märzenbach's Pachthofe bringen sollten, hatten ihre liebe Noth mit ihm. Natürlich verursachte ihm das Anfassen und Tragen große Schmerzen, ein Ding, welches selbst einem verwundeten Kaiser nicht erspart worden wäre. Der Graf aber, der gewohnt war, daß ihm auf den ersten Wink alles zu Gebote stand und der keinen andern Willen, als den seinigen kannte, konnte sich in das grausame Geschick nicht finden. Jedesmal, wenn er einen Ruck in die Glieder bekam, schrie er laut auf, bedrohte die Träger und belegte sie mit den niedrigsten und verächtlichsten Schimpfwörtern. Die geplagten Leute hätten ihm den Schmerz gerne erspart, aber das Zanken brachte sie aus der Ruhe heraus und sie griffen bald hier, bald dort fester zu. Dadurch aber verursachten sie ihm immer neue Schmerzen, und dieselben steigerten sich so, daß er ihnen zwischen den Händen ohnmächtig wurde.

Märzenbach war vorausgegangen, um ein Zimmer und ein Bett für ihn zu beordern. Seine Frau räumte die beste Stube auf und stellte ein ganz niedriges Bett hinein, das sie mit frischen Betttüchern versah. Als alles bereit war, ging der Pächter den Trägern wieder entgegen. Er fand sie in halber Verzweiflung, denn als der Graf aus seiner Ohnmacht erwacht war, hatte er gesagt: „Wartet ihr Kanaillen, wenn ich meine

Glieder wieder gebrauchen kann, werde ich Euch wie altes Eisen zusammenschlagen." Diese undankbare und lieblose Aeußerung machte sie aber auch störrisch; sie hatten ihn auf den Waldboden niedergelassen und wollten ihn nicht mehr weiter tragen. Da gab er doch klein bei und versprach ihnen Geld, wenn sie ihn nach dem Hofe brächten. Die meisten schwiegen, aber einer von den Knechten nahm seinen Muth zusammen und gab zur Antwort: „Ihr Geld, Herr Graf, macht uns nicht glücklich, denn Sie haben es durch Lug und Trug und Schröpfung Ihrer armen Pächter erlangt; aber wir werden Sie nichtsdestoweniger zum Hofe tragen, wenn Sie sich des Schimpfens enthalten wollen." Mochte nun der Graf wohl oder übel wollen, er mußte sich fügen und versprechen, sich ruhig verhalten zu wollen. Die Träger nahmen ihn nun wieder auf und brachten ihn mit großer Mühe bis in den Hof, wo er in der vorhin erwähnten Stube niedergelassen und auf das Bett gelegt wurde.

„Habt Ihr noch keinen Doctor hier?" fragte er mißmuthig. „Ihr seht doch, wie es um mich steht, und daß ich nicht länger warten kann. Hol' Euch der Henker, wenn Ihr Euch nicht besser um mich bekümmert."

„Herr Graf," antwortete Märzenbach, „ich habe sogleich einen Boten zur Stadt geschickt, aber die Entfernung beträgt zwei Stunden und der Arzt kann also noch nicht hier sein. Ihr müßt Euch in Geduld fügen. Uns armen Bauern geht es auch nicht besser; wir liegen manchmal ganze Wochen lang, ehe wir endlich zu einem Arzte kommen, oder vielmehr der Arzt zu uns. Ihre Ungeduld kann ohnehin zu nichts fügen; sie macht Ihre schwierige Lage nur noch schwieriger."

Weil Märzenbach keinen Hof vom Grafen hatte, sondern unabhängig von ihm war, so durfte er sich schon erdreisten, ihm zu sagen, was kein Anderer hätte wagen dürfen, und er nahm auch durchaus kein Blatt vor den Mund. Wäre der Graf in der Verfassung

gewesen, seinen Zorn auszulassen, so würde er ihn dennoch in seiner hochtrabenden und herrischen Weise angefahren haben. So aber mußte er sich schon die Abtakelung von einem gewöhnlichen Pächter gefallen lassen.

Kehren wir nun zu dem Bürgermeister zurück, den wir in dem Augenblicke verlassen haben, als der Knecht wegen des Polizeidieners ausgescholten wurde. Dieser machte sich nun abermals auf den Weg und sparte die Schuhsohlen nicht, denn er kannte seinen Herrn zu gut und wußte recht wohl, daß es bei dem Esel und Kalbskopfe nicht blieb, wenn er noch einmal unverrichteter Dinge zurückkehrte. Mit langen Schritten trabte er daher und nahm sich nicht einmal Zeit, die Leute, welche am Wege arbeiteten, zu grüßen. Da das sonst seine Gewohnheit nicht war, so schauten ihm die Bauern nach und knüpften an sein schweigsames Wesen allerlei Vermuthungen. „Ob dem Bürgermeister eine Kuh kaput gegangen ist?" sagte der Eine. „Gewiß, seine Flettenblume stand heute morgen bis über die Knie im Klee; ich wette, sie hat sich überfressen, und nun muß der Thierarzt aus der Stadt kommen."

„Schon möglich," gab der Andere zur Antwort, „aber es braucht doch nicht gerade eine Kuh zu sein; es kann doch auch ein Ochse oder ein Pferd sein. Ich möchte übrigens darauf wetten, daß es auch so etwas nicht ist. Vielleicht ist einer von seinen Heuschobern in Brand gegangen und der Knecht holt die Spritzen herbei."

„Was liegt uns daran?" sagte ein Dritter; „wenn uns der Mensch nicht grüßen will, so kann er's ja bleiben lassen. Das ist eine einfache Geschichte."

Der Knecht hörte nicht einmal, was sie sagten, denn er war zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, die heute der ungewöhnlichen Umstände wegen auch eine ungewöhnliche Richtung nahmen. Er traf

den Polizeidiener mitten aus der Execution und machte ihn mit dem Befehle seines Herrn bekannt. Dieser meinte, er werde doch wohl das angefangene Geschäft beendigen können. Der Knecht aber gab ihm ganz categorisch zu verstehen, daß von keinem Aufschube die Rede sein könne und daß ihm der Herr Bürgermeister den rothen Kragen ausziehen werde, wenn er sich nicht sogleich auf den Heimweg mache. Das wirkte. Der Polizeidiener, welcher statt eines Seitengewehres einen tüchtigen Stock trug, nahm diesen in die rechte Hand, setzte seine Dienstmütze auf und trabte heim.

Der Bürgermeister stand schon wartend auf der Schwelle und wurde von der größten Ungeduld verzehrt. „Crampus," rief er ihm schon von Weitem zu, „Sie müssen sogleich zum Maihofe."

„Schon gut, Herr Bürgermeister! Aber, was soll ich denn dort machen? So viel ich weiß, giebt es doch auf dem Maihofe nichts für uns zu thun."

„Mehr, als sie glauben," gab der Bürgermeister zur Antwort. „Stecken Sie sich die Handschellen ein, denn Sie sollen Jemanden verhaften."

Crampus schaute den gestrengen Herrn einmal von der Seite an; er wußte nicht, ob er diesen Auftrag im Ernst oder im Scherz nehmen sollte. Handschellen mitzunehmen, war ihm noch niemals geboten worden. Sie hingen zwar immer an ihrer bestimmten Stelle, aber daß sie jemals gebraucht worden, konnte er sich nicht erinnern; ja es schien ihm sogar für diese Gegner in der That ein wenig allzustrenge, denn die Leute waren im Allgemeinen so lammfromm, daß die Polizei nur selten einzuschreiten brauchte.

Crampus war aber stets der gehorsame Diener seines Herrn, und er wagte es auch niemals, ihm zu wiedersprechen. Heute machte er nur ein paar große Augen und fragte: „Wem soll ich denn auf den Maihofe verhaften?"

„Den Marquardt," sagte der Bürgermeister; „wer sollte es denn anders sein? Sie führen ihn sogleich auf den Hof des Märzenbach."

Der Polizeidiener empfand bei diesem Befehle ein Gefühl, als habe ihm Jemand eine Ohrfeige gegeben. Der Marquardt hatte zwar die Strafe wegen des Wilderns erduldet, aber er war doch sonst ein Mann, vor dem selbst der Bürgermeister den Hut abziehen mußte. Aber er erlaubte sich doch nicht, noch einmal zu fragen, sondern ging in die Schreibstube, öffnete dort einen Kasten, nahm die Handschellen heraus, steckte sie in die Tasche und begab sich sogleich auf dem Wege nach dem Maihofe. Von der Verwundung des Grafen hatte er noch Nichts gehört, sonst würde er die Sache begreiflich gefunden haben. Jetzt aber blieb ihm ein weites Feld zum Denken und er vermuthete zuletzt, die Geschichte hänge noch immer mit dem damaligen Waldfrevel zusammen. Auf dem Wege begegnete ihm der Jäger Thomas. Diesen ranzte er aber auch sogleich an, und fragte ohne viel Federlesens: „Wissen Sie nicht, was der Marquardt verbrochen hat, daß ich ihn so plötzlich verhaften und so vorsichtig transportiren soll?"

„Nein, Crampus, ich weiß kein Sterbenswörtchen. Wenn er nicht wieder ein Rehlein geschossen hat, so vermag ich es nicht herauszubringen. Weiß der Kukkuck, was jetzt Alles los ist. Unser Graf scheint auch den Rappel in den Kopf bekommen zu haben, denn er ist gestern Nachmittag ausgeritten und seitdem nicht wieder gesehen worden."

Der Polizeidiener hielt sonst gern ein kleines Gespräch; aber heute rannte er wie besessen davon und gab auf die ferneren Fragen keine Antwort. Den Marquardt traf er noch immer in dem Stübchen, wo wir ihn zuletzt verlassen haben. Er und seine Frau saßen auf dem Sopha und unterhielten sich von dem vielen Unglücke, welches im vorigen Jahre über sie

hereingebrochen sei und von dem größern, welches ihnen eben jetzt bevorstand. Da trat Crampus ein, legte seine Finger grüßend an die Mütze und sagte dann ohne viel Umstände: „Herr Marquardt, nehmen Sie mirs nicht übel, daß ich Sie in dem Gespräche mit ihrer lieben Gattin störe, aber ich habe vom Herrn Bürgermeister strengen Befehl, Sie zu verhaften."

„Verhaften?" riefen Ulrike und ihr Mann gleichzeitig, denn bei aller Schwarzseherei hatten sie doch nicht gedacht, daß man sobald zu diesem Aeußersten greifen werde.

„Warum verhaften Sie mich denn, Crampus?" fragte Marquardt; „ich habe doch kein Verbrechen begangen?"

„Es thut mir recht vom Herzen leid, und es ist mir selbst unbegreiflich," entgegnete der Polizeidiener. „Gott ist mein Zeuge, daß ich Sie lieber unbehelligt ließe, aber wenn der Mund des Herrn spricht, so hat der Diener zu gehorchen und darf nicht erst nach den Gründen fragen."

Ulrike lamentirte noch viel mehr. Dem Crampus stand das Wasser in den Augen, aber er mußte seine Pflicht thun, und er holte auch die Handschellen aus der Tasche und wollte sie dem Marquardt anlegen. Das aber verbat sich dieser auf das Entschiedenste und sagte: „Ich gehe freiwillig mit, aber binden lasse ich mich nicht. Entweder ungebunden oder gar nicht dazwischen können Sie wählen."

Dem Crampus blieb natürlich nichts Anderes übrig, als sich in den Willen des Pächters zu fügen, denn dieser war ein großer und starker Mann, welcher ihn vor dem Knie entzweibrechen konnte, wenn Gewalt der Gewalt entgegengesetzt wurde.

„Ich habe die Handschellen auch nur deßhalb heraus geholt, weil es der Herr Bürgermeister so haben wollte," sagte er. „Wenn Sie mir vrrsprechen,

nicht davon zu laufen, so will ich Sie frei gehen lassen."

Der Pächter konnte nicht umhin, einen verächtlichen Blick auf den Mann zu werfen, der Allen Schrecken einflößen sollte, aber selbst vom Schrecken beeinflußt war. Der Crampus that ihm eigentlich leid, und er gab gutmüthig zur Antwort: „Kommen Sie nur, ich entlaufe Ihnen nicht, darauf können Sie sich fest verlassen. Aber sagen Sie mir doch einmal, was man denn eigentlich von mir will?"

„Ich weiß es selbst nicht," erwiderte der Polizeidiener. „Ich bin übrigens auch in den meisten Fällen unbekannt mit dem, um was es sich handelt. Der Herr Bürgermeister giebt mir irgend einen Befehl, und ich muß ihn ausführen, ohne zu fragen. Thue ich das hin und wieder einmal, so bekomme ich eine lange, gedrechselte Nase, aber keine Antwort. Heute befand ich mich gerade bei der Execution, als ich gerufen wurde. Ich mußte Alles im Stiche lassen und ganz eiligst kommen. Der Bürgermeister schmälte noch gar mit mir, daß ich so lange blieb und gab mir den Auftrag, Sie sogleich zu verhaften, und gebunden in das Haus des Märzenbach zu bringen. Weiter weiß ich Nichts, und ich denke, wir wollen gehen, denn es ist mir Eile anempfohlen worden.

Marquardt hatte vermuthet, daß man ihn in's Gefängniß führen würde; an den Hof des Märzenbach hatte er gar nicht gedacht, und er begriff nicht, warum er gerade dorthin ging. Ulrike stand mit gerungenen Händen neben ihm; die Thränen stürzten ihr aus den Augen und sie schluchzte so laut, daß das Gesinde verwundert stehen blieb und lauschte. Da ergriff Marquard ihre Hand und sprach: „Liebes Weib, sei nicht so kleinmüthig, sondern trage ruhig und gottergeben, was dir auferlegt wird. Unser Leben und unsere Sicherheit stehen in der Hand Gottes und die Menschen können wahrlich Nichts daran ändern. Es sind

schon so viele Prüfungen über uns hinweggegangen, daß wir auch diese ohne Murren tragen können. Ich werde ganz sicher bald wieder da sein; sorge nur in der Zeit, daß auf dem Hofe Nichts versäumt wird, denn das wäre, meines Erachtens das größte Uebel, welches uns treffen kann."

Ach, es war für Ulrike so schwer, ihren Thränen Einhalt zu gebieten; als sie aber sah, daß ihr Mann so kalt und ruhig blieb, da wurde auch sie von seinem vertrauensvollen Wesen gestärkt und sprach: „Gehe denn mit Gott! Ich werde für Dich beten, daß er Dich in seinen Schutz nimmt und Dich bald wieder auf den Hof zurückführt!"

Noch einmal drückte sie einen Kuß auf seine Lippen und wandte sich dann rasch um, damit sie nicht sehe, wie er abgeführt werde.

„Gehen Sie voran; ich folge," sagte Crampus. Der Pächter setzte ihm keinen Widerstand entgegen, denn er wußte ja, daß der Polizeidiener seinen Befehl ausrichten mußte. Das Gesinde, dem schon das Erscheinen des Crampus auffallend gewesen war, steckte neugierig die Köpfe an den Stallthüren heraus und schaute den beiden Männern nach. Ein Blinder konnte sehen, daß es sich hier nicht um ein freundliches Zusammengehen handelte, sondern daß ihr Herr geholt wurde und daß er folgen mußte. Hätten sie diese Vermuthung noch nicht gehabt, so würde Ulrike es verrathen haben, denn kaum waren sie zur Thüre hinaus, so fiel es ihr wie ein Berg auf die Brust und sie stellte sich das Schlimmste und Schrecklichste vor. Mit einem Schrei stürzte sie aus dem Gemache und hinter dem Gatten her. Mitten auf dem Hofe erreichte sie ihn und fiel ihm stürmisch und mit lautem Weinen um den Hals. Das erregte natürlich das größte Aufsehen; die Dienstboten kamen aus allen Räumen herbei und umstanden neugierig die weinende

Gruppe, bis Marquardt in entschiedenem Tone sagte: „Gehe jetzt hinein und sei ruhig!“

Ihre Arme ließen ihn los und hingen krampfhaft an den Seiten nieder. Der Polizeidiener und der Gefangene aber verließen den Hof und Crampus zog die Thüre hinter sich zu. So lange hatten Ulrikens Kräfte ausgehalten; jetzt aber sank sie zu Boden und mußte von den Mägden in ihre Kammer getragen werden. Natürlich wurde nun die Neugierde um so größer, und Jeder wollte wissen, um was es sich denn eigentlich handle. Wie es in solchen Fällen geht, sagte der Eine Dieses, der Andere Jenes; keiner wußte aber was Rechtes, und Alles, was sie vorbrachten, hatte gleich wenig Kopf und Fuß. Aus der Pächtersfrau war für jetzt nichts herauszubringen, denn sie fiel aus einer Ohnmacht in die andere und es schien eine schwere Krankheit im Anzuge zu sein. Es dauerte aber nicht lange, so kamen ganz unerwartete und niederschlagende Nachrichten. Es hieß, Marquardt habe im Walde einen Mordversuch auf den Grafen Elogius von Hallen gemacht und denselben so zugerichtet, daß man an seinem Aufkommen zweifle.

Merkwürdig, wie es manchmal in der Welt zugeht. Gestern war Marquardt noch bei allen Bauern der Umgegend ein hochgeachteter Mann, dem Niemand etwas Böses zutraute. Heute, wo sich das Gerücht von dem Mordanfalle verbreitete, standen die Sachen schon bedeutend anders. Man erinnerte sich, daß Marquardt Differenzen mit dem Grafen gehabt und daß er des Rehschießens wegen im Gefängnisse gesessen hatte; und daran fügte man den Schluß, daß die Rache ihn getrieben habe, seinen Feind zu ermorden. Waren dieses anfangs nur Möglichkeiten, so wurden sie im Handumdrehen zur Gewißheit und ehe es Abend war, sagte Jedermann: „Der Marquardt ist ein Mörder; er hat den Grafen Hallen umgebracht. Gestorben war der Graf zwar noch nicht, aber die Leute

glaubten es doch und fügten noch allerlei hinzu, was ebensowenig wahr war.

Das Gesinde auf dem Maihofe war ganz wie versteinert; auf der einen Seite wurde es von dem allgemeinen Glauben gezogen, auf der andern konnte es sich in die schreckliche Beschuldigung gar nicht finden; es stand also zwischen Glauben und Unglauben. Als zu Nacht gespeist und das Gesinde noch zusammen in der großen Stube war, kam Ulrike blaß und verstört herein und ließ sich auf eine Bank nieder. Die Leute wollten sich aus Respect entfernen, aber sie sprach: „Bleibt noch, ich habe mit Euch zu reden. Ihr habt wohl von dem Verbrechen gehört, welches mein Mann begangen haben soll. Ich möchte nun von Euch wissen, ob keiner gehört hat, wann er nach Hause gekommen ist, damit ich ein Zeugniß für seine Unschuld habe. Das meinige wird nicht viel gelten, obschon ich beschwören kann, daß er die Nacht im Hause zugebracht hat."

Das Gesinde hatte ihn wohl am Nachmittage ausgehen sehen und gehört, daß er sich in jenen Wald begebe, wo in derselben Nacht die Mordthat vorgefallen, aber es hatte ihn nicht wiederkommen hören und konnte deßhalb auch über seine Anwesenheit im Hause nichts sagen. Dieser Umstand war sogar verdächtig, das sahen selbst die Dienstboten ein, und Diejenigen, welche nicht bombenfest im Vertrauen auf ihren Herrn waren, knüpften ihre eigenen Gedanken daran. Ulrike bereute nun, daß sie überhaupt davon gesprochen hatte, denn, wenn die Dienstboten vor Gericht gerufen wurden, konnte ihre Frage sehr wohl als ein Bestechungsversuch ausgelegt werden. Einzelne von den Leuten, welche ihren Herrn im Stillen für den wirklichen Thäter hielten, legten es auch so aus.

Sehen wir uns nun nach Marquardt um. Mit düsterem Gesichte schritt er vor dem Polizeidiener her; seine Lippen schwiegen, aber in seinem Herzen gährte

es. „Das Schicksal verfolgt mich auf allen Wegen," dachte er; „nichts will mir recht gelingen, und wohin ich meinen Fuß setze, da sproßt Unglück unter demselben hervor. So viel ich weiß, habe ich doch einen redlichen Lebenswandel geführt, Niemanden Unrecht zugefügt und bin stets fleißig und nüchtern gewesen. Womit verdiene ich denn all' dieses Mißgeschick?" Sein Gedankengang brachte ihn natürlich auch auf den Grafen, und mit wie wenig Haß und Vorurtheil er auch über ihn nachdachte, so lag doch die Vermuthung nahe, daß er ihn mit Absicht verfolge und darnach strebe, ihn zu vernichten. War seine Handlungsweise auf dem Moorhofe nicht eine höchst abscheuliche und verbrecherische gewesen? Hatte er ihn nicht mit einer gewissen Wollust in's Gefängniß gebracht und um eine große Geldsumme betrogen? Alles das ließ sich nicht leugnen, und selbst Derjenige mußte es bekennen, der Beiden ferne stand. Aber jetzt, wo die schweren Verwundungen ihm den Tod bringen konnten, wo er vielleicht in wenigen Tagen vor dem Richterstuhle Gottes stand, was konnte ihn da bewegen, ein falsches Zeugniß abzulegen? Er hielt ihn nicht für unklug genug, in einer solchen verzweifelten Lage eine absichtliche Lüge ausgesprochen zu haben, sondern glaubte, daß er den Mann mit dem geschwärzten Gesichte wirklich für ihn gehalten habe. Um so schlimmer aber mußte seine Aussage wirken. Alle Welt wußte ja, daß er mit dem Grafen im Streite lebte und daß er in unbedachtsamer Weise mehr als einmal Drohworte gegen ihn ausgestoßen hatte. Es lag also auf der Hand, daß man ihn für den Schuldigen halten würde, bis durch Zeugen die Spur des wirklichen Thäters aufgefunden sei.

Der Polizeidiener, dem es eine schmerzliche Aufgabe war, den Pächter zu transportiren und dem das Schweigen ganz unheimlich vorkam, machte einigemale den Versuch, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, aber

Marquardt gab keine Antwort, sondern verharrte in seinem stillen Hinbrüten. Da gab er es auf, und sie schritten stumm nebeneinander her, bis sie zu dem Hofe des Märzenbach kamen. Seine Ankunft mußte den Bewohnern wohl zu lange gedauert haben, denn die Knechte und Mägde standen an der Gartenhecke und schauten dem Wege nach, den er kommen mußte. Eine ameisenartige Bewegung fuhr unter sie, als sie die beiden Männer kommen sahen; der Eine stob hierhin, der Andere dorthin, augenscheinlich in der Absicht, den übrigen Hausgenossen ihre Ankunft zu berichten. Es dauerte auch nicht lange, so kamen die Uebrigen herbei, stellten sich ebenfalls an die Hecke und hielten die Hände über die Augen, um besser sehen zu können.

Marquardt glaubte in den Boden zu sinken, und es war ihm höchst peinlich, der Gegenstand der allgemeinen Neugierde zu sein; deßhalb schlug er die Augen nieder und schaute Niemanden an.

„Seht, wie er sich fürchtet," sagte eine dicke Stallmagd. „Wer den Leuten nicht frei in's Gesicht sehen kann, der hat etwas auf dem Herzen; das laß' ich mir nicht ausreden, und ich hab' es auch immer von Vater und Mutter gehört."

„Hast recht, Stina," antwortete eine Andere, „hast recht. Wenn er unschuldig wäre, so brauchte er sein Gesicht nicht so zu verstecken. Das ist ja so klar, wie die Sonne. Es könnte ihm aber auch leicht an den Hals gehen."

„Von Gottes und Rechtswegen," entgegnete Stina, der es sehr schmeichelte, daß ihre Worte Zustimmung erhielten. „Von Gottes und Rechtswegen, denn wer Blut vergießt, dessen Blut soll auch vergossen werden."

Der Polizeidiener und der Deliquent schritten vorüber und gelangten an die Hausthüre, wo Märzenbach und seine Frau mit betrübten Gesichtern standen

und ihm einen Gruß zuwinkten. „Bist Du schuldig?" fragte Märzenbach mit leiser Stimme.

„So unschuldig, wie Du," antwortete der Gefragte. „Ich kann die Hostie darauf nehmen, daß ich den Grafen in den letzten vierzehn Tagen gar nicht gesehen habe."

„Aber er giebt Dich als Thäter an."

„Ich hoffe, er wird es in gutem Glauben thun; aber ich vertraue auch darauf, daß der wirklich Schuldige während der Untersuchung zum Vorscheine kommt."

Er wollte noch Weiteres hinzusetzen, aber der Polizeidiener trat zwischen sie und sprach: Ich darf nicht zugeben, daß Sie miteinander sprechen, es verstößt gegen meine Instruction."

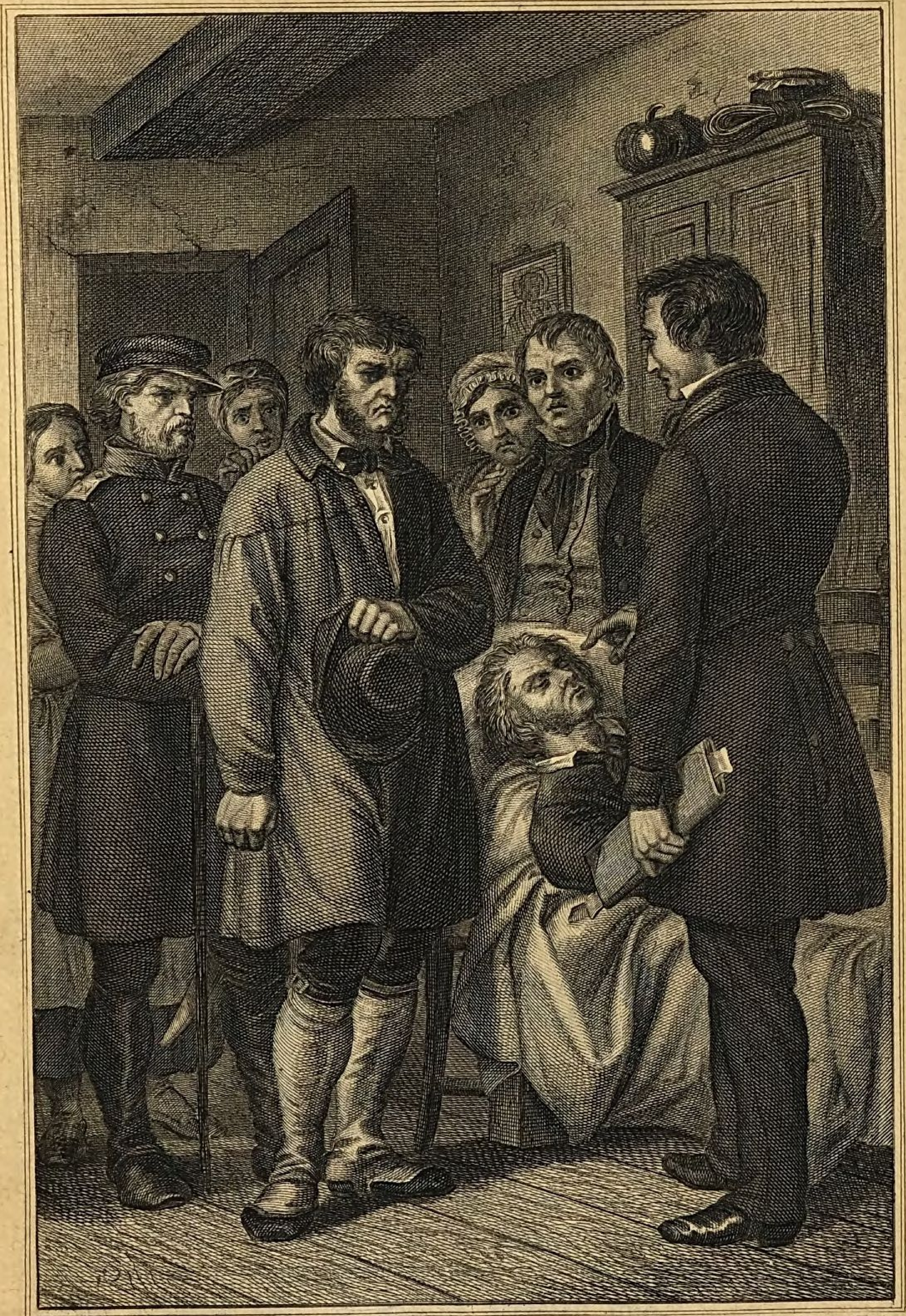
Marquardt ging also durch die Thüre und trat in die Krankenstube. Ihm folgten der Polizeidiener, Märzenbach, seine Frau und seine beiden Schwestern. Der Graf lag auf dem niederen Feldbette und hatte die Augen geschlossen, so daß man im ersten Augenblicke hätte glauben sollen, er sei todt. Vor ihm stand der aus der Stadt herbeigeholte Richter mit einem Portefeuille in der Hand.

„Sind Sie der Pächter Marquardt?" fragte er.

„Ich bin es," gab dieser zur Antwort, „und ich möchte wissen, warum man mich vom Maihofe hierher geholt hat."

„Sehen Sie Sich diesen Unglücklichen an," antwortete der Richter; „sehen Sie ihn an, und Ihr Gedächtniß wird sich auffrischen. Dieser Mann, welcher vielleicht nicht mit dem Leben davonkommt, hat vom ersten Augenblicke an ausgesagt, Sie seien Derjenige, welcher ihn im Walde überfallen hat und ihn ermorden wollte."

„Ich habe die vergangene Nacht in meinem Bette zugebracht," antwortete Marquardt, „und bin mit dem Grafen nirgends zusammengekommen."



Carl Clasen gez. Druck von G. J. Manz' Kunst Verlag.

Herchenbach, der Pächter vom Moorhofe.

Verlagseigenthum von G. J. Manz in Regensburg.

„Sie leugnen also, die That begangen zu haben?"

„Vollständig, und ich wiederhole noch einmal, daß ich zu Hause gewesen bin."

„Sie werden darüber später Zeugen beibringen müssen. Aber sagen Sie mir, ob es nicht wahr ist, daß Sie mit dem Grafen auf einem gespannten Fuße standen."

„Allerdings, Herr Richter; aber es konnte nicht wohl anders sein, denn der Graf that mir allen möglichen Tort an und suchte mich zu ruiniren."

„Kann sein, Marquardt; man behauptet aber auch Sie hätten ihm gerade deßhalb Rache nachgetragen und seien ihm zur Nachtzeit nach in den Wald geschlichen, um ihn todtzuschlagen."

„Das sind aus der Luft gegriffene Behauptungen, Herr Richter, die keinen Boden unter den Füßen haben. Ich kann nicht leugnen, daß ich mit dem Grafen verschiedene Streitigkeiten hatte, aber sie waren nicht durch mich veranlaßt, sondern durch ihn; ich bin niemals der angreifende, sondern der abwehrende Theil gewesen. Wenn der Graf mich als den Thäter angegeben hat, so sind nur zwei Fälle möglich: Entweder hat meine Person Aehnlichkeit mit dem wirklichen Verbrecher oder hat er es darauf abgesehen, mir ein Bein zu stellen. Er ist fähig zum Letztern, das hat er bewiesen, aber ich kann es dennoch nicht glauben, weil die Schandthat zu schrecklich wäre. Ich wiederhole Ihnen, Herr Richter, daß ich nicht der Thäter bin, sondern die Nacht in meinem Hause auf dem Maihofe zugebracht habe."

Der Richter faßte ihn scharf in's Auge und fuhr fort: „Sie werden nicht leugnen können, und leugnen es ja auch nicht, daß Sie mit dem Grafen in Feindschaft lebten und daß Sie ihn schwer bedrohten; ferner werden Sie eingestehen müssen, daß Sie gestern Abend noch ziemlich spät im Walde gewesen sind."

„Es fällt mir gar nicht ein, zu leugnen, denn es

ist die lautere Wahrheit. Im Walde bin ich gewesen, um mit dem Besitzer Schlippert wegen Brandholz zu unterhandeln. Kann man daraus ein Verbrechen machen?"

„Gewiß nicht, aber es verstärkt den Verdacht, daß Sie der Thäter sind. Können Sie mit glaubhaften Zeugen beweisen, daß Sie in der Stunde des Mordanfalles auf dem Maihofe waren, so sind Sie natürlich von aller Schuld befreit. Nennen Sie mir also Zeugen."

„Ich kann es nicht, Herr Richter, denn auf dem Wege durch den Wald hat mich Niemand begleitet, und als ich zu Hause ankam, waren die sämmtlichen Bewohner schon zur Ruhe gegangen; meine Frau allein wachte noch. Es wäre aber doch schlimm, Herr Richter, wenn Jeder, welcher nicht beweisen kann, daß er zur Zeit eines Verbrechens zu Hause war, für dieses Verbrechen verantwortlich gemacht werden soll. Vielleicht giebt es nur wenige Leute in der ganzen Umgegend, welche einen solchen Beweis liefern können und doch wird sie Niemand anfassen."

Der Verwundete schlug in diesem Augenblicke die Augen auf, starrte um sich her und gewahrte den Pächter. „Sind Sie der Richter?" fragte er den Beamten mit scharfer Stimme.

Dieser nickte.

„Nun so nehmen Sie den Menschen da gefangen, denn er war es, der mich im Walde anfiel und mich erschießen wollte."

„Haben Sie eine Waffe gehabt? fragte der Richter den Pächter und haben Sie mit dieser Waffe auf den Grafen geschossen?"

„Ich sagte Ihnen schon, daß ich den Grafen mit keinem Auge gesehen habe. Ich bin ohne Waffe und sogar ohne Stock durch den Wald gegangen. Schon deßhalb wäre es für mich nicht möglich gewesen, zu schießen."

Wir wollen hier die ferneren Fragen des Richters nicht anführen und nur erwähnen, daß dieser trotz aller Betheuerungen des Angeschuldigten denselben für den Thäter hielt und dem Polizeidiener den Auftrag gab, ihn in das Gefängniß der nächsten Stadt abzuführen, was denn auch geschah. Der Verwundete blieb fortwährend bei seiner Behauptung, daß er den Marquardt erkannt habe, und daß dieser noch von einem andern Menschen, der ebenfalls mit einem dicken Stocke und wahrscheinlich auch mit einem Pistol bewaffnet gewesen, begleitet worden sei.

Später stellte sich allerdings heraus, daß die Waffe, aus welcher die Kugel gekommen, dem Grafen selbst gehörte, aber dieser behauptete jetzt, Marquardt habe ihm dieselbe entrissen und dann den Schuß abgefeuert.

Fünftes Kapitel.

Der Verwundete wird nach Bellefleur gebracht.

Der Pächter des Maihofes war so eben von dem Polizeidiener Crampus abgeführt worden und befand sich jetzt auf dem Wege zur Stadt, als sich draußen die eiligen Hufschläge eines Pferdes hören ließen. Märzenbach und seine Frau, welche sich vor dem Beginne des Verhörs wieder hatten entfernen müssen, traten an das Fenster und gewahrten einen Reiter, welcher die Peitsche und die Sporen nicht schonte und wie ein Pfeil auf den Hof zuflog.

„Das wird der Doctor sein," sagte Märzenbach; „ich wüßte nicht, wer sonst etwas gar so Eiliges hier zu suchen hätte."

„Er ist es wirklich, nämlich der Herr Doctor Samstag," sagte die Pächtersfrau; „ich habe ihn schon oft in der Stadt gesehen und bin meiner Sache sicher."

Märzenbach eilte hinaus. Unterdessen war Samstag schon vor der Thüre angekommen und schwang sich aus dem Sattel. „Was ist hier vorgegangen?" fragte er. „Man hat mir die größte Eile anempfohlen, weil ich sonst vielleicht zu spät kommen würde."

„Gehen Sie in die Stube, Herr Doctor," antwortete Märzenbach, „der Graf von Hallen liegt schwer verwundet auf dem Bette und bedarf Ihrer Hülfe."

Doctor Samstag griff nach der Thürklinke, trat ein, grüßte den Richter und beugte sich dann zu dem Verwundeten nieder. „Ist Niemand hier, der mir

helfen kann?" fragte er. „Ich muß den Kranken entkleiden, um zu untersuchen, wo er Schaden genommen hat."

Frau Märzenbach war gleich bei der Hand und kniete neben ihn auf den Boden, um hülfreiche Hand zu leisten. Das war aber keine so leichte Arbeit, denn bei dem geringsten Ruck und Riß an den Kleidern schrie der Graf wie ein Kind oder fluchte auch wie ein Türke.

„So geht es nicht," sagte der Arzt. „Holen Sie eine Scheere und ein Messer herbei. Wir müssen ihm die Kleider und die Stiefel vom Leibe schneiden."

Sie holte Beides, und nun wurde der Graf aus seiner Hülle herausgeschält, bis der Arzt an die Wunden kommen konnte. Er untersuchte dieselben ganz genau und machte zunächst einen Verband um die Schußwunde. Als dieses geschehen war, befaßte er sich mit dem Armbruche und sprach: „Herr Graf, das ist ein übler Bruch. Ich werde ihn zwar wieder zusammenflicken, aber das sehe ich voraus, daß Sie keinen Pächter mehr durchprügeln werden, wenn Sie sich nicht ganz genau in meine Vorschriften fügen."

„Diese Pflasterkasten," knurrte der Graf; „sie können nichts Besseres, als Medicin verschreiben und das Heilwerden der Natur überlassen. Ich wette, jetzt heißt es wieder: Keine Aufregung, keinen Wein trinken, und was sonst noch Alles zu dem Hokuspokus gehört."

„So wird es schon von selbst kommen," antwortete der Arzt. „Wenn ich den Fall richtig beurtheile, und daran habe ich bis jetzt keinen Grund zu zweifeln, so wird Ihnen lange Zeit weder Wein noch Braten schmecken."

Er setzte die Untersuchung an dem Arme fort und fühlte um die Bruchstelle herum. Da aber machte der Patient einen solchen Lärm, als wenn er dem Doctor die Kehle abschneiden wolle, und in seiner groben, ungeschlachten Weise sagte er ihm geradezu: „Wenn ich wieder auf den Beinen bin, werde ich's Ihnen eintränken."

Der Arzt lachte nur über seinen ohnmächtigen Zorn und meinte im Scherze, es hinge ja von ihm allein ab, in wie weit er ihm so viel Kräfte wiedergeben wolle, um seine Drohung wahr zu machen. „Uebrigens," fuhr er fort, „kann ich Ihnen den Arm noch nicht einrichten, weil die Geschwulst noch zu dick ist. Hier kann es ohnehin nicht gut geschehen, weil es an Allem fehlt, was wir brauchen, und noch obendrein an der nothwendigen Bequemlichkeit. Einstweilen müssen Sie allerdings noch in der Lage bleiben, aber ich reite zu Ihrem Schlosse hinüber, um ihre Frau von dem Vorfalle in Kenntniß zu setzen, und zugleich alles Nothwendige herbeizuschaffen."

Ohne sich lange zu bedenken, stieg er zu Pferde und ritt von dannen. Wir aber wollen ihm voraus eilen und sehen, was die Gräfin Euphrosine beginnt.

Diese Dame, einem vornehmen Adelsgeschlechte entsprossen und noch blutjung an Jahren, war von dem Grafen himmelweit verschieden. Er, ein wüster, gemeiner Gesell, keiner edeln Regung fähig — sie eine zarte Person, die aus Güte und Liebe zusammengesetzt und über die Gemeinheiten des Weltlebens hoch erhaben war. In Folge dieser Verschiedenheit lebten die Gatten auch wenig zusammen und es war, so zu sagen, eine Trennung zwischen ihnen eingetreten. Diese Trennung war im Sommer am größten, denn Euphrosine pflegte dann das Schloß Reizenstein zu verlassen und sich auf einen Landsitz dicht am Strome zu begeben, der wegen seiner prachtvollen Blumengärten wohl ein Feenschlößchen genannt werden konnte.

Hier lebte sie jedesmal wieder auf, und was das Herz gepreßt, den Kopf beschwert und die Luft unangenehm gemacht hatte, das fiel jetzt auf einmal zu Boden wie ein alter Anzug, der unsere Glieder beengte. Euphrosine, die junge, schöne Frau, welche auf Reizenstein stets in Schwarz gehüllt war, erschien hier in den bunten Farben des Frühlings und war

eine Blume zwischen den Blumen, und wahrlich nicht die häßlichste. Wie ging ihr auf dem schönen Bellefleur das Herz auf, wie öffnete sich die so lang gedrückte Seele wieder der Freude und dem Frohsinn! Hier konnte sie jauchzen, wie ein Kind, tanzen und springen und sich ganz dem Jubel eines reinen Herzens hingeben. Aber wie wurde es ihr auch so wehmüthig, wenn der Herbstwind ihre Blumen entblätterte und Blättchen bei Blättchen zu Boden fiel, oder wenn der Sturm die Zweiglein brach, der Frost das Leben der zarten Pflänzlein vernichtete! Ach, dann wurden die bunten Kleider in die Behälter gepackt; das Schwarze erhielt wieder sein Vorrecht, denn sie mußte ja wieder auf Reizenstein einziehen, auf Reizenstein, wo Alles so düster und ernst war, daß es einem graute, wo der kalte Marmor und das blitzende Gold die verlassene Pracht von Bellefleur ersetzen sollten, wo die Bäume im Garten ein Aussehen hatten, wie die steife Garde des alten Fritz, wo selbst die Beete wie mit dem Zirkelmaaß gemessen, sich nicht einmal erlauben durften, ein vorwitziges Blümchen oder Blättchen über den Weg hinaus schauen zu lassen. Wenn sie zwischen diesen Beeten hindurch wandelte, dann glaubte sie immer die halbheisere und dennoch so messerscharfe Stimme des Grafen zu hören; deßhalb hielt sie sich auch niemals lange hier auf, sondern eilte nach kurzem Aufenthalte wieder auf ihr Stübchen. Dort war sie doch wenigstens von freundlichen und liebgewordenen Gegenständen umgeben, welche sie an eine vergangene, aber schönere Zeit erinnerten.

Indessen war sie zur Zeit unserer Erzählung noch auf Bellefleur, welches in diesem Jahre mehr als jemals einem wirklichen Paradiese glich. Der Gärtner hatte die Glasfenster von den Treibhäusern entfernt, und nun erhob sich eine füllreiche Pracht von herrlichen Blüthen zur Sonne, deren Strahlen direct auf sie einwirken konnten. Sie ging mit fröhlichen

Blicken an ihnen vorüber und brach bald hier, bald dort in einen Ruf der Verwunderung aus. Sabinchen, ihr Kammermädchen, ging ihr mit einem Messer zur Seite und schnitt diejenigen Blumen ab, welche Euphrosine mit dem Finger bezeichnete. Die Schürze wurde bald voll und Sabinchen meinte, es sei nun genug, denn die Vasen würden kaum Alles fassen.

„So schneide noch diese schöne Camelia," sagte Euphrosine, „und steck' sie mir in's Haar. Ach, ich trage so gerne Camelien und ich meine, es gäbe kaum eine Blume, welche über sie gehe. Selbst in Reizenstein fühle ich es erträglicher, wenn mir der Gärtner eine hübsche Camelia bringt."

Sabinchen schnitt die Blume und steckte sie der Gräfin in's Haar. Sie sah in der That reizend in diesem Schmucke aus, aber doch so gut und lieb, daß jeder Bittende, der ihr nahte, Muth fassen mußte. Die beiden Frauen verließen den Garten und begaben sich in einen außerordentlich reizenden Pavillon, wo sie die Vasen mit den abgeschnittenen Blumen füllten. Als dieses geschehen war, sagte sie zu Sabinchen: „Jetzt haben wir Zeit genug vertändelt; nun müssen wir auch mit Ernst an unsere Arbeit denken. Du hast die Röckchen und Höschen fast vollendet und ich werde in einer halben Stunde mit meinem Hemdchen fertig. Es darf keine Minute länger versäumt werden."

Flink begann das Nähen und der Wetteifer war groß; aber die Unterhaltung war ganz in's Stocken gerathen und wenn nicht das Rauschen des Fadens gewesen wäre, so hätte man glauben sollen, es sei Niemand in dem Gemache. Es mochte eine starke halbe Stunde verflossen sein, als Euphrosine ausrief: „Nun ist der letzte Nadelstich geschehen. Sabine, hole Packpapier, denn wir wollen die Sachen gleich in die richtigen Hände liefern."

Sabinchen war unterdessen auch fertig geworden. Sie sprang auf und holte Papier, in welches sie die

fertig gewordenen Kleidungsstücke verpackte. Euphrosine schrieb auf jedes Stück den Namen des Kindes, welches mit demselben beschenkt werden sollte, und legte eines nach dem andern in einen großen Korb. Er langte eben, um die sämmtlichen Sachen in seinem weiten Bauche zu beherbergen. „So," sprach Euphrosine, „jetzt wollen wir gehen."

„Sollen wir nicht eine Magd mitnehmen?" fragte Sabinchen.

„Durchaus nicht," gab die Gräfin zur Antwort, „wenn Dir der Korb zu schwer ist, so gieb mir denselben. Ich glaube, ich bringe ihn schon fort."

Sabinchen schämte sich und nahm den Korb, der wirklich nicht über ihre Kräfte ging, an den Arm. Die Leute im Dorfe kannten diesen Korb schon, besonders die Armen, denn es befand sich wohl kaum ein Mitielloser im Orte, der nicht schon Etwas aus demselben erhalten hatte. Die Kinder, welche im Grase und zwischen den Blumen spielten, sprangen sogleich auf, als sie die Gräfin sahen und liefen nach Hause, um der Mutter zu berichten, daß der bekannte Korb wieder am Gehen sei. Die Mütter legten sich dann ganz verstohlen auf die Lauer, um zu sehen, wohin sich der Korb wendete. Natürlich wünschten sie alle, daß er zu ihnen komme, aber sie waren dennoch nicht neidisch, weil sie wußten, daß die Gräfin doch immer sorgte, wenn die Noth einmal allzu groß werden sollte.

Die Gräfin hatte diesmal unter den Armen eine sorgfältige Auswahl getroffen, denn es sollten nur Diejenigen bedacht werden, welche morgen zum ersten Male zum Tische des Herrn gingen. Für sie waren die Hemdchen, Höschen und Kleider, nebst den kleinen Geldgeschenken, die sich in den Taschen versteckt fanden. Euphrosine selbst theilte sie aus und freute sich über das unaussprechliche Vergnügen, welches den Kindern auf den Gesichtern geschrieben stand. Wo sie

wußte, daß eine Mahnung nothwendig war, da sparte sie auch die Worte nicht, und sagte: „Das Kleid muß rein und ganz gehalten werden, sonst geht der Korb nächstens an Deinem Hause vorüber, ohne anzuhalten.“

Manchmal hatte sie aber auch Ursache zu loben, und das that sie bei Weitem lieber, als das Tadeln. Uns hätte es, denke ich, gerade so gegangen. Endlich war der Korb leer und sie traten den Heimweg an, natürlich mit einem frohen Gemüthe, denn, wer Gaben spendet, empfindet größere Freude, als Derjenige, welcher sie empfängt.

Nachdem sie in Ueberlegung gezogen hatten, wie sie den Abend und den folgenden Tag zubringen wollten, stellten sie sich an's Fenster und schauten in die hübsche Landschaft hinaus, welche jetzt beim bevorstehenden Scheiden der Sonne mit einem goldenen Dufte überhaucht war.

Da gewahrten sie fern am Horizonte einen dunkeln Punkt, welcher sich von dem rothen Hintergrunde des Himmels deutlich abhob. „Was ist das?“ fragte die Gräfin, welche nicht scharf in die Ferne sehen konnte.

„Ein Reiter,“ gab Sabinchen zur Antwort; „er scheint zwar so klein, wie ein Nürnberger Husar, aber ich sehe, daß er leibt und lebt, denn er bewegt sich vorwärts. Sehen Sie, er wird immer größer. Nun werden Sie ihn doch auch erkennen, nicht wahr?“

Euphrosine hielt ihr Glas vor die Augen. Richtig, nun erkannte auch sie, daß es ein Reiter war.

„Doctor Samstag!“ rief Sabinchen. „Wahrhaftig Doctor Samstag. Da möchte ich doch wissen, was der in Bellefleur will! Es ist ja kein Mensch krank.“

„Er wird uns einen Besuch machen und sich nach unserer Gesundheit erkundigen wollen,“ antwortete

die Gräfin. „Sieh, da ist er schon, und jetzt springt er so flink, wie ein Husarenlieutenant vom Pferde."

Der Arzt befand sich keineswegs in einem nobeln Besuchscostüm; vielmehr war er von den Füßen bis an den Hals mit Staub und Schmutz bedeckt, aber er kannte nicht viel von Complimenten und Schönthuereien und machte auch selbst bei einer Gräfin keine Flausen. Also, von einer Entschuldigung wegen seiner Kleidung war gar nicht die Rede. „Frau Gräfin," rief er, „ich komme in einer dringenden Angelegenheit und muß sogleich mit Ihnen reden."

„Ich merke schon," entgegnete Euphrosine lachend, „Ihre Patienten haben solche Eile, daß Sie für uns keine Minute Zeit übrig haben; aber spazieren Sie nur herein! Sie werden doch ein Glas Wein trinken und mein eigenes Gebäck nicht verschmähen."

„Hab' jetzt wirklich keine Zeit, sondern bessere Dinge zu thun. Frau Gräfin, ist Ihr Herr Gemahl heute nicht bei Ihnen gewesen?"

„Wie kommen Sie zu dieser Frage, Herr Doctor? Sie wissen ja ganz gut, daß wir Beiden uns im Sommer stets ferne bleiben."

„Ich weiß es allerdings, gnädige Frau; auch war meine Frage eigentlich recht ungeschickt gestellt, weil ich etwas ganz Anderes sagen wollte. Mit dem Lügen und Katzenbuckeln komme ich nicht vorwärts, ich kann's einmal nicht lernen, also will ich nur gerade heraussprechen. Der Graf ist vergangene Nacht im Walde angefallen und mißhandelt worden."

Euphrosine nahm sonst an dem Grafen sehr geringen Antheil. Sie würde kaum die Augen erhoben haben, wenn sie gehört hätte, ihr Mann sei zur höchsten Landeswürde erhoben worden. Jetzt aber, wo sie vernahm, er sei mißhandelt worden, hob sie schnell den Kopf, trat auf den Arzt zu und fragte: „Wirklich mißhandelt? Wie sieht es denn mit ihm aus?"

„Er hat leider einen schwer zu heilenden Armbruch und

eine Schußwunde. Beides ist nicht zu unterschätzen; ich fürchte sogar, daß es schlimm ablaufen kann, wenn er nicht eine sehr liebevolle Pflege erhält. Auf dem Bauernhofe, wo er jetzt liegt, kann ihm dieselbe nicht zu Theil werden, denn erstens sind keine Hände da, die es verstehen und zweitens fehlt es auch an allen Bequemlichkeiten. Ich komme deßhalb zu Ihnen, Frau Gräfin, um zu fragen, ob Sie sich nicht entschließen können, den Gatten hier in Ihrem schönen Bellefleur aufzunehmen, oder ob Sie ihn lieber nach Reizenstein gebracht sehen."

Es malte sich keinerlei Erstaunen auf Euphrosinens Gesichte; dieses machte vielmehr den Eindruck, als ob sie ein solches Ereigniß früh oder spät erwartet hätte. Sie gab nicht sogleich Antwort; offenbar überlegte sie, was am besten sei. Nach einer Pause gab sie zur Antwort: „Der Herr Graf hat es wenig um mich verdient, daß ich ihn pflege; aber er ist unglücklich, das gleicht alle Rechnungen aus. Sabine und ich werden alles Mögliche thun, um ihn mit Ihrer Hülfe, Herr Doctor, wieder gesund zu machen. Lassen Sie ihn also nur gleich hierher zwischen unsere schönen Blumen bringen. Die Luft ist hier besser als irgendwo und besonders einem Kranken zuträglich. Was ihm sonst noth thun möchte, ist wohl Alles auf Bellefleur vorhanden oder kann doch leicht herbeigeschafft werden."

„Sie haben gesprochen, wie eine Frau, welcher der Himmel den Adel der Gesinnung in die Wiege gelegt hat," sprach der Arzt; „ich danke Ihnen für solchen Edelmuth, der sich früher oder später belohnt. Jetzt aber lassen Sie mich eilen, daß wir den Kranken hierher bringen, denn jede Stunde Zögerung kann zur größten Gefahr werden und über sein Leben entscheiden.

Doctor Samstag verlor keine Zeit mit unnützen Worten, sondern lenkte sein Rößlein gleich wieder den

Weg zurück, den es gekommen war und scheute sich nicht, Sporn und Peitsche zu gebrauchen. In verhältnißmäßig kurzer Zeit kam er wieder auf dem Hofe an und fand den Grafen in einem sehr bedenklichen Zustande. „Hier muß es allerdings mit jeder Stunde schlimmer werden,“ sagte er. „Wie aber bringen wir ihn nach Bellefleur, ohne ihn ganz und gar aus den Fugen zu reißen? Laßt mich das einmal überlegen.“

Am besten wäre es gewesen, ihn mit dem Bette, worauf er lag, zu transportiren, aber dieses war zu schwer. Er dachte hin und her und fand am Ende noch eine lange Bahre, die er im Schuppen stehen sah, am geeignetsten. Vier starke Knechte mußten kommen und ihn mit der Matratze, worauf er lag, auf die Bahre heben. Er schrie und jammerte und schwor, jedem von ihnen ein paar Dutzend Rehposten in den Leib jagen zu wollen, wenn er wieder gesund sei.

„Da sollten wir doch eigentlich die Bahre mit dem gestrengen Herrn Grafen stehen lassen,“ sagte Max, „denn wir gewinnen auf alle Fälle dabei, wenn er unter den Händen des Doctors seinen Geist aufgiebt.“

Die Herüberschaffung des Wütherichs nach Bellefleur war eine saure Arbeit für die Träger, sicherlich aber auch sehr schmerzlich für den Kranken. Ein Steinchen im Wege, auf welches sie unglücklicher Weise traten, preßte ihm schon einen Schmerzensschrei aus. Leider war dieser Mann niemals so recht unter der Zuchtruthe Gottes gewesen, darum verstand er es auch nicht im Mindesten, sich zu beherrschen. Sobald es ihm weh that, begann er zu fluchen, zu drohen und sich in ohnmächtigen Schimpfworten zu ergehen, eine Gewohnheit, die, statt den Schmerz zu lindern, denselben verdoppelte. Die Träger vergossen manchen Schweißtropfen, ehe sie in Bellefleur ankamen, und sie dankten Gott, als sie endlich die Bahre vor dem großen Blumen-Pavillon niedersetzen konnten.

Euphrosine hatte sie schon von Weitem kommen sehen. Sie eilte herbei und meinte, der Blumen-Pavillon sei für den Kranken nicht der geeignete Ort; sie schlage lieber die Einsiedelei vor, weil sich dort der helle Sonnenschein mit dem Waldduft und Schatten verbinde. Auch der Arzt zog die Einsiedelei vor. Die Männer hoben also die Bahre wieder auf und trugen dieselbe zwischen den lachenden Blumenbeeten hindurch zu einem Buchenwalde, unter dessen mächtigen Kronen ein tiefer Schatten die Hitze des Tages milderte. Hundert Schritte weit in diesem Walde auf einem großen mit Blumengärten und kleinen Aeckern umgebenen Platze lag die Einsiedelei, ein Gebäude, welches seiner vollständigen Einsamkeit wegen nur ein- oder zweimal im Jahre gebraucht wurde. Die innere Einrichtung ließ dennoch Nichts zu wünschen übrig; die Einsiedelei war mit derselben verschwenderischen Pracht ausgestattet, wie das Schloß Reizenstein und Bellefleur.

In einer geräumigen Halle, wo Licht, Luft und Sonne Zutritt hatten, legten sie ihn nieder und erndteten dafür von den Lippen des wüsten Mannes einen von seinen Kernflüchen. Sie verabschiedeten sich mit einem unangenehmen Gefühle; der Arzt aber begann nun, den gebrochenen Arm einzurichten und sich auch nach der Schußwunde genauer umzusehen. Es zeigte sich nun, daß die Kugel von Unten herauf durch das Bein und dann durch den Oberkörper gegangen war. Dieses hatte nur dadurch geschehen können, daß der Angreifer im Augenblicke des Losgehens das Pistol mit seinem Stocke getroffen und diesem eine andere Richtung gegeben hatte. Die Kugel steckte noch im Oberkörper und mußte herausgeschnitten werden.

„Frau Gräfin,“ sagte der Arzt, „es ist für eine Dame eine schwere Aufgabe, bei dieser Operation zugegen zu sein; denn es wird Blut fließen und ich muß das Messer gebrauchen. Fühlen Sie sich nicht stark

genug, so lassen Sie einen Mann kommen, der mir hilft."

„Das geht nicht, Herr Doctor," antwortete sie. „So lange mein Mann gesund ist, finde ich keine Veranlassung, mich nach ihm umzusehen, und er würde mich auch derb zurückweisen, aber jetzt verhält sich die Sache anders. Er bedarf meiner Hülfe, und es ist die Pflicht des Weibes, dieselbe zu gewähren. Lassen Sie mich also immerhin hier; ich werde meine Pflicht thun, ohne zu zucken."

„So setzen Sie sich an meine Seite und halten den linken, noch unverwundeten Arm fest. Viel Kraft brauchen Sie nicht anzuwenden, denn er wird nicht im Stande sein, sich stark zu bewegen. Sein geschwächter Körperzustand und seine Wunden lassen es nicht zu."

Euphrosine setzte sich und legte die Hand auf seinen Arm. Der Arzt aber zog eine Sonde aus seinem Instrumentenkasten und senkte sie in die Schußwunde, um sich zu überzeugen, wo die Kugel saß. Als das Eisen durch das zerschossene Fleisch fuhr, zuckte der Kranke mit einem Schrei zusammen und riß die Augen weit auf. Da sah er mit großer Verwunderung seine Gattin, der er so viel Schmach und Kummer zugefügt hatte. Sein eigensüchtiges, durch und durch unedles Herz begriff es nicht, daß der Mensch auch seinen Feinden Gutes thun könne. Der Schmerz ließ ihm aber zu langen Reflexionen keine Ruhe; die Sonde schien ihm aus Feuer zu bestehen, welche bis in seine Eingeweide hineinbrannte. „Doctor," schrie er, „ziehen Sie das Ding heraus oder es geht Ihnen schlecht!"

Samstag machte sich nicht das Geringste aus seinen Wuthausbrüchen. Er sagte nur: „Verhalten Sie sich ruhig, sonst kann ich meine Untersuchung nicht vollenden. Halt, da bin ich auf die Kugel gestoßen. Zum Henker, wie tief sie sitzt! Da kann nicht geschnitten werden, das geht nicht! Aber wir wollen sehen,

ob sich derselben nicht mit einer Zange beikommen läßt."

Wieder griff er in den Kasten und nahm eine Zange heraus, welche sich vorne in Löffelform endigte. Er stieß sie in die Wunde und berührte auch die Kugel, aber er konnte dieselbe nicht fassen, wie viel Mühe er sich auch geben mochte. Der Schmerz, den der Verwundete dadurch erlitt, war so überwältigend, daß ihm die Sinne vergingen und er wie todt auf dem Bette lag.

„Herr Doctor," sagte Euphrosine, „kann er diese Anstrengungen auch aushalten? Ich fürchte, er bleibt in denselben."

„Noch schlimmer aber würde es sein, wenn die Kugel stecken bliebe," gab Doctor Samstag zur Antwort. „Wenn wir dieselbe nicht herausbekommen, so gebe ich nicht viel für sein Leben."

Er arbeitete mit all seiner Geschicklichkeit, aber was er auch thun mochte, seine Anstrengungen waren vergebens und schließlich mußte er erklären, daß nun alle Mittel erschöpft seien und die Kugel sitzen bleiben müsse. „Heute und morgen," fuhr er fort, „wird es mir noch möglich sein, bei Ihnen zu bleiben, dann aber muß ich fort, denn ich habe mehrere Patienten, denen meine Abwesenheit den Tod bringen würde. Hören Sie zu, was ich Ihnen für Verhaltungsmaßregeln gebe."

Er erklärte ihr Alles im Einzelnen und schrieb mehrere Recepte auf, welche ein Knecht sogleich in die Apotheke bringen mußte. Der Kranke lag stundenlang ohne Bewußtsein, dann aber begann er zu toben und er würde aus dem Bette aufgesprungen sein, wenn er seinen Körper hätte regieren können. Die Medicin kam bald, und der Arzt flößte ihm von derselben ein, aber es war keine leichte Arbeit, denn er preßte die Zähne zusammen und schrie, es sei Gift, der Doctor und der Marquardt hätten sich verschworen, ihn um's

Leben zu bringen. Ach, das waren für Euphrosine qualvolle Stunden. Am Abend des zweiten Tages hatte sich der Zustand des Grafen so sehr verschlimmert, daß der Arzt seine anfängliche Hoffnung sehr herabstimmte. „Bleiben kann ich nicht länger, denn meine Patienten rufen mich," sagte er. „Sie haben übrigens Nichts weiter zu thun, als ihm die Medicin nach Vorschrift zu geben. Vielleicht wird er noch einmal toben und mit bösen Worten um sich werfen, aber Sie brauchen Nichts zu fürchten, weil er nicht im Stande ist, sich zu erheben oder auch nur, sich auf die andere Seite zu legen. Sobald ich abkommen kann, werde ich wieder da sein."

Euphrosine und Sabinchen saßen nun allein am Bette des Kranken und versäumten nicht das Geringste von den Anweisungen des Doctors. Bis jetzt hatte die Gräfin den eigentlichen Zusammenhang des furchtbaren Ereignisses noch gar nicht erfahren. Zwar hatte sie den Arzt gefragt, aber dieser war ein komischer Kauz und hatte nur Auge und Ohr für seine Kranken; alles Uebrige war ihm Nebensache. So hatte er denn auch nur ganz kurz ein paar Worte hingeworfen, aus denen sie nicht klug wurde. Als sie jetzt mit Sabinchen allein war, fragte sie diese: „Wie ist denn das nur gekommen? Weißt Du Nichts?"

„Doch," antwortete Sabinchen, „ich habe es von den Bedienten erfahren. Sie wissen ja, daß der Graf dem Marquardt einen Proceß gemacht und ihm Alles genommen hat. Seit dieser Zeit hatte Marquardt einen unversöhnlichen Haß gegen den Grafen, und er that einen Schwur, daß er sich über Kurz oder Lang auf eine furchtbare Weise an ihm rächen werde. In jener Nacht befand er sich im Walde und das Unglück wollte, daß ihm der Graf begegnete. Unfähig, seinen Haß zu unterdrücken, griff er ihn an und versetzte ihn in diesen Zustand. Marquardt ist nun sogleich ergriffen und dem Grafen gegenüber gestellt

worden; er hat zwar geleugnet und die Behauptung aufgestellt, daß er den Grafen gar nicht gesehen, aber dieser giebt ihn als den Thäter an, und Marquardt wird auch wohl als Mörder verurtheilt werden."

Euphrosine hatte aufmerksam zugehört und erwog das Gehörte in ihrem Geiste; sie sagte zwar Nichts, aber sie versetzte sich in Gedanken an die Stelle des eingekerkerten Pächters und konnte wohl begreifen, daß er durch die ungerechtfertigten Verfolgungen ihres Mannes zum Aeußersten getrieben worden sei. Wie oft war es ja nicht vorgekommen, daß er selbst sie, die sich doch leicht auf das Nachgeben verstand, durch seine Brutalität zum Zorne gereizt hatte.

„Der arme Mann," flüsterte sie; „durch seine unbedachte Handlung hat er sich ein großes Unglück zugezogen und auch seine Frau mit in's Verderben gestürzt. Wenn man ihn nur retten könnte!"

Sie erschrack bei diesen Gedanken über sich selbst, denn sie mußte sich gestehen, daß ihr Mitleid dem Verbrecher, nicht dem eigenen Gatten galt. Die Hände vor die Augen haltend, dachte sie weiter: „Es ist ein Unrecht von mir, aber ich kann nicht dafür, denn er hat mich so weit gebracht, daß ich ihn nicht mehr achten und lieben kann! O, wie habe ich früher an diesem Manne gehangen! Ich hätte mein Leben für ihn hingeben können! Aber er stieß mich rauh von sich, behandelte mich wie eine Sclavin und war nicht im Stande, mir auch nur ein freundliches Wort zu sagen. So ist denn das Herz nach und nach gegen ihn erkaltet und meine Liebe hat sich in Abneigung verwandelt."

Sechstes Kapitel.

Der Graf Elogius von Hallen stirbt.

In der folgenden Nacht saß Euphrosine am Bette ihres Mannes und schaute in die bleichen, abgespannten Züge, in denen sich so viel Laster und Leidenschaften ausprägten. Obschon sie als hingebende Krankenpflegerin ihre Nachtsruhe opferte, so weilten ihre Gedanken doch in der Zeit ihrer Jugend, in jenen schönen Tagen, wo ihr Glück noch nicht getrübt worden war. „Ach," seufzte sie, könnte ich jene Zeit zurückkaufen und wieder frei und ungefesselt durch die Wälder schweifen, wie damals! Ach, ich wußte es, daß ich an der Seite dieses Mannes niemals glücklich werden konnte, aber die kindliche Pflicht erforderte Gehorsam. Ich fügte mich in den unbeugsamen Willen meines Vaters und wurde Gräfin von Hallen, eine reiche, hochangesehene Frau, die über Millionen zu gebieten hat, aber die doch ärmer ist, als die geringste Bürgersfrau. Gott, mein Gott, was habe ich in der kurzen Zeit meiner Ehe nicht alles gelitten, wie bin ich aus allen Himmeln heraus in das Fegfeuer gefallen! Am schlimmsten ist es noch, daß ich mich nicht in Demuth ergebe, sondern gegen den Stachel ausschlage und immerfort an meinem Unglücke wiederkaue. Könnte ich es einmal dahin

bringen, daß ich ihn nicht immer mit dem vorwurfsvollen Blicke ansähe, dann wäre schon viel gewonnen. Mein Gott und Schöpfer, gieb mir Kraft, daß ich endlich dahin gelange!"

Sie faltete die Hände, verrichtete ein andächtiges Gebet und nahm sich vor, dem Gatten freundlich entgegen zu kommen, wenn er wieder genesen sei. Sabinchen war in einem Armsessel eingeschlafen. Den Kopf gegen das Polster gelehnt, schlummerte sie so süß und ungestört, daß die Gräfin mit einer Art von Neid zu ihr hinüberschaute. „Möge Dich der Himmel vor einem solchen Ehestande bewahren," dachte sie; „ich gönnte es Dir wahrlich nicht, denn das Schlimmste, was einem Menschen auf Erden begegnen kann, ist doch der häusliche Unfriede."

Die Müdigkeit nahm auch bei ihr zu und gegen Mitternacht konnte sie sich nur noch durch ihren durchaus energischen Willen vor dem Einschlafen bewahren. Da bewegte sich der Kranke, welcher bis dahin ohne jede Regung da gelegen hatte. Wie im Traume machte er mit der linken Hand ein Zeichen und lispelte: „Thomas, komm näher, ich habe Dir Etwas zu sagen."

Euphrosine neigte ihr Ohr zu ihm herab und lauschte:

„Thomas," nahm er wieder das Wort, „ich muß einen Zeugen haben, denn es war Niemand dabei, und doch muß der Kerl verurtheilt werden, weil er mir die Rehe geschossen hat."

„Ei," antwortete die Gräfin mit verstellter Stimme, „dafür hat er ja schon im Gefängnisse gesessen."

„Das war nicht halb genug; er muß bis über die Ohren in die Brühe kommen, sonst habe ich keine Ruhe."

„Und was soll ich thun, gnädiger Herr?"

„Du sollst vor dem Gerichte ein Zeugniß ablegen, daß Du gesehen, wie der Marquardt auf

mich eingestürmt ist, wie er geschossen und geschlagen hat."

„Aber, gnädiger Herr, das kann und darf ich ja nicht, weil ich nicht dabei gewesen."

„Ach was, nicht dabei gewesen! Ich gebe Dir hundert Thaler für Dein Zeugniß, das ist doch wahrhaftig gut bezahlt, und ob Du Etwas gesehen hast oder nicht, das wird doch auch wohl auf Eins herauskommen. Geld ist die Hauptsache, alles Andere Nichts."

Euphrosine bebte vor Zorn bei dieser Zumuthung, und sie konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß ihr Mann solche Bestechungen heute nicht zum Erstenmale versuche; eine natürliche Scheu hätte ihn sonst abhalten müssen, sich so rückhaltlos auszusprechen. Unwillkürlich schwirrte nun auch der Verdacht durch ihren Kopf, am Ende sei Marquardt gar nicht einmal der Schuldige.

Sie bückte sich nieder zu ihm und sprach: „Gnädiger Herr, ich darf ja nicht gegen Marquardt zeugen, weil er der Thäter nicht ist, wie Sie recht gut wissen."

„Ei, mit Deinem engen Gewissen! Du weißt, daß ich diesen Menschen furchtbar hasse —"

Die Stimme stockte ihm hier und er fiel wieder in den bewußtlosen Zustand zurück, in dem er vorher stundenlang gelegen. Die Gräfin schauderte zusammen. Ihr Mann konnte allerdings im Irrsinne gesprochen haben, aber die Furcht, daß er absichtlich einen Unschuldigen angeklagt habe, war doch überwiegend. Deßhalb zuckte und ruckte es ihr im Herzen und am ganzen Leibe. Das Mitleid, welches sie mit dem Leidenden gehabt hatte, schrumpfte bis zum Nichts zusammen und sie mußte sich von dem Elenden, der noch an den Pforten des Todes mit Lug und Trug im Bunde stand, abwenden. Das Gesicht in die Hände vergraben, weinte sie leise und die Bitterkeit

wurde um so größer, je länger sie ihm gegenüber saß. Sie hielt es nicht mehr aus, sondern sprang auf und weckte Sabinchen.

„Setz' Du Dich jetzt an sein Bett," sagte sie; „ich will Deinen Sessel so lange einnehmen."

Bereitwillig erhob sich das Mädchen. Euphrosine drehte den Sessel um, ließ sich in demselben nieder und wendete dem Krankenbette den Rücken. Das empörte Gefühl wollte noch immer nicht zur Ruhe kommen und wieder und wieder mußte sie sich vorstellen, wie unendlich unglücklich sie durch ihre Heirath geworden. Durch das Hin- und Hergrübeln und die Abspannung ihrer Kräfte verfiel sie endlich in Schlaf und schlummerte bis zum lichten Morgen. Da sich der Kranke nicht mehr gerührt hatte, so war auch Sabinchen wieder in den Schlaf gefallen.

Die Gräfin erhob sich und ging an das Krankenbett. Nur mit Widerwillen war sie im Stande, dem Gatten in's Gesicht zu sehen. Sie überwand sich dennoch, aber es überlief sie eiskalt, denn der Graf lag regungslos mit häßlich verzerrtem Gesichte da. Die verglasten Augen und der verzogene Mund standen weit offen; es war ein schrecklicher Anblick.

„Sabine," rief sie mit bebender Stimme, „der Graf ist todt!"

Ein einziger Blick des Kammermädchens genügte, um dieselbe in Angst und Schrecken zu setzen. Sie eilten Beide hinaus, und es war ihnen, als ob der Geist des Todten seine Arme nach ihnen ausstreckte und an den Kleidern zerre.

Auf dem Flur trat ihnen Doctor Samstag entgegen. Er ahnte schon, was sich ereignet hatte. „Bleiben Sie im Garten," sagte er, „ich werde hineingehen und nachsehen, was sich zugetragen hat."

Die beiden Frauen setzten sich nahe dem Bache, der das stille Asyl durchströmte, auf eine Bank nieder. Rings um sie her dufteten die herrlichsten Blumen,

zu ihren Füßen plätscherte das Bächlein, in dem sich die Gold- und Silberfischchen fröhlich umhertummelten. Welch' ein Contrast mit den Gefühlen ihrer Herzen! Hier Alles Lust und Wonne, dort Schrecken und Trauer!

Es dauerte nicht lange, so kam der Arzt zurück. Sein Gesicht war ernst, sein Wesen gemessen. „Gnädige Frau," sagte er, „Sie sind nun frei; der Mann, der Sie wie ein Tyrann behandelte, ist hinübergegangen; er steht jetzt vor seinem Richter. Nehmen Sie in das neue Leben, welches Sie beginnen werden, keinen Groll mit hinüber. Legen Sie das Versprechen in meine Hand nieder, daß Sie ihm verziehen haben."

Euphrosine erhob sich, legte ihre Rechte in die des Arztes und sprach: „Es ist gut, daß Sie mich daran erinnern, denn noch vor wenigen Stunden war ich nahe daran, mein Herz gegen jedes bessere Gefühl zu verhärten. Herr Doctor, ich verzeihe ihm, und habe keinen sehnlicheren Wunsch, als den, daß auch unser Herrgott gnädig mit ihm in's Gericht gehen möge. Aber, was soll jetzt geschehen? Ich fürchte mich, mit der Leiche in denselben Räumen zu sein."

„Sie sollen es auch nicht, gnädige Frau. Außerdem gehört die Leiche Ihres Gatten in den Waffensaal zu Reizenstein, wo die Ueberreste der Grafen von Hallen auf dem Paradebette ausgestellt werden müssen. Bemühen Sie sich aber nicht, denn ich werde für alles Nothwendige Sorge tragen."

Er ging hinweg und begab sich in das Gebäude der Dienerschaft. „Euer Herr ist gestorben," sagte er, „und wir müssen die Leiche nach Reizenstein hinüberschaffen, wo sie im Waffensaale ausgestellt werden muß. Am besten ist es, wir nehmen einen Wagen, legen die Leiche darauf und fahren sie in der Stille dorthin. Wer seinen Herrn am liebsten gehabt hat, mag zuerst Hand anlegen."

Keiner rührte sich, denn Niemand von ihnen

wollte den traurigen Ruhm genießen, ihn geliebt zu haben.

„Nun," sagte der Doctor, „wenn Ihr nicht Anstalten macht, so muß ich selbst ein paar von Euch bezeichnen. Hans und Peter, spannt den Wagen an und bringt ihn vor die Halle. Wir wollen dann die Leiche gemeinschaftlich hinaufheben und hinführen."

Die beiden Knechte zuckten die Schultern und machten Gesichter, als ob sie lieber auf den Kirchthurm geklettert wären, aber da sie doch gehorchen mußten, so holten sie zwei Pferde aus dem Stalle, schirrten sie an und fuhren den Wagen vor die Halle, in welcher der Todte lag. Sie prallten zurück, als sie das furchtbar entstellte Antlitz sahen, und es dauerte eine Weile, bis sie sich entschließen konnten, ihn anzufassen. Sie thaten es mit geschlossenen Augen und fest aufeinander gebissenen Zähnen.

„Wir brauchen uns nicht allzusehr in Acht zu nehmen," sagte der Eine, „denn er fühlt keinen Schmerz mehr, und seine frühern Drohungen und abscheulichen Vorsätze haben auch kein Gewicht mehr. Also nur zugegriffen."

Es liegt in der menschlichen Natur, daß der Dienstbote der Leiche seiner Herrschaft mit einer scheuen Ehrfurcht bis zum letzten Augenblicke die letzten Ehren erweist. Hier war es anders: Von den sämmtlichen Knechten und Mägden in Bellefleur und in Reizenstein war keine Seele, die sich nicht freute, daß der Wütherich endlich einmal seine verabscheuungswürdige Rolle ausgespielt hatte. Nirgends sah man ein trauriges Gesicht; im Gegentheile war es Allen, als ob eine schwere Last von ihren Herzen gefallen sei.

Hans und Peter hoben die Leiche aus dem Bette und schleppten sie wie einen Waarenballen zwischen sich zum Wagen. Hans ergriff die Peitsche und schlug auf die Pferde, damit er rasch wieder umkehren könne. Da aber trat der Doctor dazwischen und sprach:

„Pfui, beobachtet doch ein wenig den Anstand, fahrt langsam und knallt nicht in die Peitsche. Mit welchen Augen Ihr auch Euern Herrn angesehen haben mögt, so ist er doch immer ein Mensch gewesen, und als solcher muß er auch behandelt werden."

Er schritt nun selbst dem Wagen voran und verhinderte dadurch die Knechte, ihn wie eine gewöhnliche Wagenfracht zu behandeln. Die Nachricht von dem Tode des Grafen hatte sich auf Reizenstein schon verbreitet. Das Gesinde stand am Thore und harrte der Leiche entgegen. Kaum aber hatten sie einen Blick darauf geworfen, so schlich einer nach dem andern fort, bis Samstag befahl, daß sie Hand mit anlegen und den Grafen in den Waffen=, respective Ahnensaal, hinaufschaffen sollten.

Die Art und Weise, wie sie angriffen, zeigte zur Genüge, daß sie es nicht mit Liebe thaten, und daß sie von Pietät keine Spur besaßen. Der Arzt schüttelte den Kopf. Obwohl er dem Grafen niemals hold gewesen war, so schmerzte ihn doch die Theilnahmlosigkeit dieser Leute, die so lange sein Brod gegessen hatten; aber ein heiterer Sonnenblitz ging über sein Antlitz, als jetzt der Jäger Thomas die Treppe hinaufstürmte und mit weiten Schritten in den Saal trat. Da er den Arzt nicht bemerkte, so ließ er sich in ungenirter Weise los: „Ist das eine Art, den Verstorbenen zu behandeln! Mag er ein Lump gewesen sein, wo ihn das Hemd berührte, was geht's Euch an? Sind unter Euch nicht auch Lumpen und zwar Erzlumpen? Ihr solltet nur die Macht und den Reichthum haben, so wäret Ihr noch tausendmal schlimmer; denn daß Ihr gemeine Creaturen seid, das beweist Ihr wahrhaftig. Macht Euch fort; ich werde allein thun, was hier zu besorgen ist. Ihr sollt keine Hand mehr an ihn rühren. Wollen mal sehen, wenn Ihr gestorben seid, ob sie Euch dann auch wie einen

krepirten Hund behandeln! Recht wär's schon, aber ich wünsche es Euch doch nicht."

Die Knechte hörten seine Scheltworte ruhig an; aber sie machten wenig Eindruck auf sie, und der Eine nach dem Andern verließ den Ahnensaal. Doctor Samstag war hinter eine Gruppe von Rüstungen zurückgetreten, von wo aus er den Jäger beobachten konnte. Dieser warf jetzt die Thüre in's Schloß und trat vor das Paradebett, welches noch vom letzten Gebrauch da stand. Die Arme über der Brust gekreuzt stand er da und murmelte: „So ist das Leben! Heute roth, morgen todt!" Und zu der Leiche gewendet, fuhr er fort: „Jetzt ist Niemand mehr da, der's hören kann, und leider hörst Du's auch selbst nicht, sonst würde ich Dir sagen: Schäme Dich, Du reicher und stolzer Graf, daß Du gestorben bist, ohne eine einzige gute That mit auf das Paradebett zu nehmen. Du hast gelebt wie ein Thier und bist gestorben wie ein Thier. Schau einmal um Dich! Da hängen die Bilder Deiner Ahnen. Ich glaube nicht, daß einer darunter war, der so oft die Peitsche verdient hat, wie Du! Wäre nur Einer da gewesen, der sie Dir gegeben, er hätte Gotteslohn verdient. Ich habe es Dir unter vier Augen oft genug gesagt. Mich kannst Du also nicht anklagen. Es ist wahrhaftig wahr, Du warst ein Lump, wie er im Buche steht. Deine Untergebenen hast Du geschunden, daß ihnen das Fell über die Ohren ging, Deine Verwandten auf den Tod geärgert, Dein braves Weib zermalmt und zertreten, bis sie Deiner Tyrannei satt wurde und sich auf dem Blumenhofe niederließ. Ein Glück noch, daß Du keine Kinder hattest, die Deinen wilden, niedrigen Sinn erbten! Das Geschlecht der Taugenichtse wäre sonst weiter gewachsen bis in's Unendliche. Nun aber bist Du der Letzte Deines Stammes und wir werden auf Deinem Grabe das Wappen der von Hallen zerbrechen. Doch, wie närrisch geberde ich mich hier vor dieser Leiche!

Ich glaube, Du kannst ein paar Vater unser brauchen, guter Freund, und das wird jedenfalls besser sein, als mein sinnloses Geschwätz."

Er kniete nieder und betete lange, so daß der Doctor seinen Einfall, hinter den Waffen zu lauschen, verwünschte. Endlich sprach er das Amen und erhob sich von den Knien. An das Paradebett tretend, maß er dasselbe mit den Augen und murmelte vor sich hin: „Es wird eine hübsche Ellenzahl von schwarzem Sammt kosten, denn der alte Stoff ist zu sehr von den Motten zerfressen. Die alten Polster sind noch gut, und unter den Rüstungen wird sich schon eine finden, die ihm paßt. Wir müssen doch die alte Sitte, die Todten derer von Hallen in Eisen zu kleiden, beibehalten. Mit wem nehme ich nun Rücksprache über Alles? Hm, werde wohl zur Stadt gehen müssen, um mir den Leichen-Hermel zu holen, der sich auf so Etwas kennt, denn mit den Klötzen auf dem Reizenstein ist ja doch Nichts anzufangen."

Mit diesen Worten verließ er den Ahnensaal und ging die Treppe hinab. Doctor Samstag war froh, daß er erlöst war. Er trat aus seinem Versteck heraus und sprach: „Dieser Thomas ist ein ganz origineller Kerl; die Gräfin muß ihn auf jeden Fall in ihren Diensten behalten, denn er ist ein offener Kopf und ein aufrichtiges Gemüth. Wäre das ganze Dienstpersonal in den vornehmen Häusern so, wahrhaftig, die Herrschaften würden sich schon vor ihren Knechten und Mägden schämen, einen unordentlichen Lebenswandel zu führen. Wo aber ein unsittlicher und unreligiöser Wandel ist, da geht es, wie hier: Trotz aller Strenge gehorcht Niemand, sobald das Auge des Herrn nicht schaut, was geschieht, und Niemand weiß, wer Koch oder Kellner ist."

Er ging hinab in die große Vorhalle, wo er den Hausmeister traf, einen Mann, der sich bisher aus dem Seckel seines Herrn bereichert hatte, der jetzt aber

wie eine Bildsäule dastand und sich so wenig rührte, als ob er mit dem Tode des Grafen gar Nichts zu thun habe.

„Henkel,“ sagte der Arzt, „Sie nehmen sich der Dinge wenig an, und doch wäre es gerade Ihre Pflicht, zu sorgen, daß dem Verstorbenen die üblichen Ehren zu Theil würden. Der Jäger Thomas scheint der Einzige zu sein, der das nöthige Anstandsgefühl besitzt. Ich denke, Sie greifen ihm unter die Arme und helfen die Dinge so einrichten, wie man es auf Reizenstein erwarten kann. Thun Sie das nicht, so wird es meine Pflicht sein, die Gräfin davon in Kenntniß zu setzen.“

Das wirkte wie ein Bombenschuß. Der Hausmeister flog herum und schoß davon, um den Jäger aufzusuchen. Doctor Samstag aber begab sich nach Bellefleur zurück, um sich nach Euphrosinen umzusehen. Er fand sie zwischen den Blumen, wo sie mit ernstem Gesichte auf und ab wandelte. Der Tod ihres Gatten hatte sie nicht in Betrübniß, sondern in Schrecken versetzt. Noch immer graute ihr vor dem verzerrten Antlitze des Todten und sie mußte sich unwillkürlich die Frage vorlegen: „Wie wird es ihm in jener Welt gehen, wo das Ansehen der Person nicht gilt, sondern wo der Mensch nach seinen Thaten gewogen wird?“

Der Arzt entriß sie diesen Betrachtungen. Er trat zu ihr, schüttelte ihr die Hand und sprach: „Frau Gräfin, Sie sind zu plötzlich in eine neue Lage gekommen, um einen guten Rath verschmähen zu dürfen. Hören Sie mich deßhalb an. Als Gattin des Verstorbenen treten Sie heute in eine bedeutende Erbschaft ein, denn die sämmtlichen Güter Hallens fallen Ihnen zu. Bisher haben Sie sich um die Verwaltung nicht bekümmert, ja Sie kennen die Güter kaum. Das wird nun anders werden müssen, denn die meisten Ihrer Beamten und Dienstleute sind Augendiener, welche nur die eiserne Furcht ein wenig in Ordnung gehalten hat.

Jetzt aber, wo sich die Augen ihres Peinigers für immer geschlossen haben, sind sie aller Angst ledig und ich darf wohl sagen, daß man versuchen wird, Sie an allen Ecken zu betrügen."

„Und was glauben Sie, was ich thun könnte, um dieses zu verhindern?" fragte Euphrosine.

„Sie müssen selbst schauen und überall zugegen sein. Auf diese Weise werden Sie nach und nach Kenntniß von Ihrem Eigenthum und seiner Verwaltung erlangen. Es versteht sich von selbst, daß Sie alle ungetreuen Diener ohne Gnade entfernen und bewährte Männer anstellen. Wäre Marquardt nicht unter einem so schweren Verdachte im Gefängnisse, so würde ich Ihnen sagen: Nehmen Sie diesen Mann als General-Verwalter, denn einen ehrlicheren und gewissenhafteren werden Sie schwerlich in ganz Deutschland finden."

„Herr Doctor," fragte Euphrosine, „halten Sie den Marquardt für schuldig?"

Der Arzt zuckte die Schultern. „Darauf ist schwer eine Antwort zu geben," sprach er; „so viel ich ihn kenne, halte ich ihn einer solchen That nicht fähig, aber auf der andern Seite muß ich allerdings bekennen, daß auch das edelste Herz einen Moment haben kann, wo es von Rache geschwellt wird und für den Augenblick seinen besten Grundsätzen entgegenhandelt. Es ist also nicht unmöglich, daß Marquardt seinen Quäler angegriffen hat, aber ich bin überzeugt, daß es dann nur in der Aufregung und nicht mit Ueberlegung geschehen ist."

„Ich glaube gar nicht, daß er es gethan hat," antwortete die Gräfin, „aber der Schein ist gegen ihn, und wenn die Sache nicht aufgeklärt wird, so läßt sich leider annehmen, daß er einer schweren Zukunft entgegengeht. Ihre übrigen Rathschläge, Herr Doctor, werde ich befolgen. Gleich nach dem Begräbnisse gedenke ich mein Blumenasyl zu verlassen und nach

Reizenstein überzusiedeln. So viel es einer Frau möglich ist, will ich meine Augen überall haben und nicht dulden, daß unnöthiger Weise Etwas zu Grunde geht."

Der Arzt empfahl sich, seine ausgedehnte Praxis erlaubte ihm nicht, der Gräfin noch länger zur Seite zu stehen. Seine energischen Worte hatten gewirkt; der Hausmeister Henkel war sogleich mit dem Jäger Thomas in Verbindung getreten, und diese beiden Männer hatten das Paradebett genau in der Weise ausgestattet, wie es bei frühern Todesfällen geschehen war. Die Leiche lag in vollständiger Rüstung da; nur das verzerrte Antlitz schaute aus dem zerhackten Helme hervor, welcher durch seine Scharten die Idee aufkommen ließ, als sei der Graf im Kampfe gefallen.

Den ganzen Tag über stand die breite Steintreppe, welche zum Ahnensaale hinaufführte, nicht leer. Wenn schon die Ausstellung auf dem Paradebette die Leute anzog, so trug das tragische Ende des Gestorbenen noch mehr dazu bei. Die Pächter mit ihren Familien, die Landleute und selbst die Städter kamen herbei, um die Leiche und nebenbei auch die Sammlung der wunderlichen Waffen zu sehen, welche die Familie seit Jahrhunderten dort aufgehäuft hatte.

Das Erbbegräbniß der von Hallen befand sich nicht in Reizenstein, sondern jenseits des Stromes auf dem Stammschlosse Hallen. Auch des Grafen Leiche sollte dahin gebracht werden; Thomas und Henkel trafen die Anordnungen. Am Abende fanden sich die Beamten und Bedienten von sämmtlichen Hallen'schen Höfen auf Reizenstein ein. Sie waren vom Kopfe bis zu den Füßen schwarz gekleidet. Einzeln stiegen sie in den Saal hinauf, der heute so hell erleuchtet war, daß man die lange Reihe der Ahnenbildnisse bis in die kleinsten Züge sehen und erkennen konnte. Hier erhielt jeder Theilnehmer eine brennende Wachsfackel. Als es draußen ganz dunkel geworden war, trugen vier starke Männer den Sarg die Treppe hinab und

vor das Portal. Dort stand ein Wagen mit vier schwarz behangenen Pferden. Der Kutscher auf dem Bocke war in lange, schwarze Schleier gehüllt und das Familienwappen, welches oben auf dem Wagen angebracht war, in dichten, schwarzen Flor gehüllt.

Die Träger schoben den Sarg in den Wagen und der Kutscher ließ die Pferde anziehen. Die schwarzen Gestalten mit den brennenden Fackeln folgten, und die dem Wagen vorausmarschirende Musik stimmte einen Todtenmarsch an, dessen traurige Klänge dumpf an den Mauern des Schloßhofes wiederhallten.

Euphrosine wollte ihr Gesicht, welches keine Trauer heucheln konnte, den Leuten nicht zeigen, denn sie durfte wohl voraussehen, daß dadurch wieder eine Menge von Gerüchten und bösen Kritiken laut werden würden. Sie begab sich deßhalb in aller Stille auf den Lugthurm, von welchem sie die Gegend überschauen konnte. Jetzt öffnete sich das große Thor und der Zug trat heraus. Die Kerzen, der Gesang und die schwarzen Gestalten machten in der That einen schauerlichen Eindruck. Als sich indessen der Zug weiter entfernte, sah man in der dunkeln Nacht nur noch die Flämmchen, welche wie eine Prozession von Irrlichtern aussahen.

Die Gräfin schaute dem Zuge mit einem bewegten Gefühle nach. Nicht als ob sie Trauer empfunden, als ob sie den Verstorbenen zurückgewünscht hätte, nein, das war nicht der Fall; im Gegentheile fühlte sie sich unbeschreiblich leicht und frei, aber sie dachte darüber nach, wie wenig das Leben werth und wie bald es damit vorüber sei. „Ach,“ flüsterte sie, „wenn wir auch keine andere Mahnung hätten, als diese kurze Lebensdauer, so sollte schon um deßwillen unser Bestreben dahin gehen, recht viel Gutes zu thun und nicht umsonst zu leben; aber in der Fortdauer der Seele, in den Geboten des Herrn und seiner ewigen Gerechtigkeit finden sich die Gründe zu hunderten, um

hienieden so zu leben, daß wir dem Tode ohne Furcht und Schrecken entgegengehen können."

Sie kniete nieder und nahm sich vor, von dieser Stunde an ihrem irdischen Leben eine Richtung zu geben, daß es als Vorstufe zur ewigen Glückseligkeit diene. Sie betete lange und innig, und nicht allein für sich, sondern auch für die Seele des Mannes, der ihr so viel Unheil bereitet. Als sie sich wieder erhob, glänzten über ihrem Haupte am weiten Himmelsbogen die Gestirne und in ihrem Herzen begann es fröhlich zu keimen und zu blühen, wie in ihrem schönen Bellefleur. Sabinchen, der es unten in den weiten Räumen des Schlosses unheimlich geworden war, stieg zu ihr auf den Thurm und bat sie, herabzukommen, da sie sich vor Angst nicht zu lassen wisse.

„Und was ängstigt Dich denn, mein Kind?" fragte die Gräfin.

„Ach," gab Sabinchen zur Antwort, „überall, wohin ich schaue, glaube ich Geister zu sehen und ich muß die Augen zumachen, um nicht ganz vor Furcht zu vergehen."

Euphrosine nahm das Mädchen lächelnd bei der Hand und ging mit ihr die Treppe hinab. Im Schloßgarten setzten sie sich nieder und berathschlagten, wie sie in der Folge ihren Tag eintheilen wollten, um sich recht nützlich zu machen. So saßen sie noch spät und gingen erst zur Ruhe, als der Mond der Erde gute Nacht sagte und hinter dem Rande des Horizontes versank.

Am folgenden Morgen war Euphrosine früh bei der Hand. Sie erging sich in den weiten Gärten und schlürfte die frische Morgenluft. Ihre Seele war wie von einem drückenden Alp befreit. „Mein Gott," flüsterten ihre Lippen, „ist es denn auch Recht, daß ich gar keine Trauer empfinde?" Aber sie konnte es mit dem besten Willen nicht. Wohl wollte sie täglich für seine Seele beten, aber weiter konnte sie es nicht

bringen. Das Frühstück nahm sie im Garten ein; dann erhob sie sich und begab sich in die Stube des Rentmeisters, den sie ersuchte, ihr ein Verzeichniß ihrer Güter und die betreffenden Karten vorzulegen. Der Mann schaute sie etwas erstaunt an. Da sie sich bisher um Nichts bekümmert hatte, so war er des Glaubens gewesen, sie werde sich jetzt ihrer Ungebundenheit recht erfreuen und die Beamten nach Willkür schalten lassen. Er hatte schon seine Pläne darauf gebaut und die Vermehrung seines Einkommens auf eine hohe Summe festgesetzt.

Zufällig war der Moorhof der erste, auf welchem ihr Auge haften blieb. „Herr Rentmeister," sagte sie, „ich sehe den Marquardt noch immer als Pächter hier angeschrieben. Wie kommt das? So viel ich weiß, hat er doch jetzt den Maihof in Pacht."

„Ganz richtig, gnädige Frau, aber der selige Graf hat ihn der Pacht nicht entbunden und er ist noch immer verantwortlich für dieselbe."

„Geben Sie mir einmal den Pachtbrief!"

Er holte denselben aus einem Gefache. Sie schlug ihn auf, las ihn durch und fand, daß er in die Bedingungen seines Vaters eingetreten sei.

„Aber was sind das für Bedingungen?" fragte sie. „Geben Sie mir auch den Pachtbrief des alten Marquardt."

Sie las auch diesen von Anfang bis zu Ende durch, dann schaute sie die Bemerkungen nach, welche von der Hand des verstorbenen Grafen auf dem Umschlage standen. Eine derselben schien ihr sehr wichtig; sie hieß: „Ich habe dem Marquardt erlaubt, die Rehe, welche seinen Saaten Schaden thun, niederzuschießen und in meine Küche zu liefern. Diese Erlaubniß soll gelten, so lange der Moorhof in seiner Familie ist."

„Herr Rentmeister," sprach die Gräfin, „haben Sie diese Bestimmung nicht gekannt? Durch ihre

Nichtbefolgung hat man den Mann arm gemacht und ihn in's Gefängniß gebracht."

„Ich kannte sie wohl," entgegnete der Rentmeister, „aber der Graf wollte nicht, daß sie beachtet würde, und da mußte ich mich fügen."

„Sie sind also ein ungerechter Rentmeister. Merken Sie sich für die Folge, daß die geringste Untreue, welche Sie begehen, Ihre Entlassung zur Folge hat, auch dann, wenn ich selbst den Anstoß dazu gegeben. Sollte ich jemals etwas Unrechtes verlangen, so haben Sie die Pflicht auf sich, zu sagen: „Frau Gräfin, das ist Unrecht, Sie müssen davon abstehen." Heute habe ich genug gesehen, morgen werde ich mich weiter unterrichten."

Der Rentmeister fühlte sich jetzt sehr unangenehm berührt, denn er merkte, daß es mit den schönen Plänen vorbei war. Wenn sie in dieser Weise sogar auf Nebendinge einging, so ließ sich Nichts blind schlagen und er mußte sich mit dem Einkommen begnügen, welches er bisher besessen hatte. Verdrießlich ging er in der Renteistube auf und ab und erging sich in Redensarten, welche der Gräfin Euphrosine nicht hätten zu Ohren kommen dürfen.

Siebentes Kapitel.

Zum Tode verurtheilt.

Der Leser erinnert sich, daß Marquardt, nachdem Hallen ihn in Anwesenheit des Richters des Mordanfalls beschuldigt hatte, in's Gefängniß abgeführt wurde. Er vertraute fest darauf, daß er schon nach wenigen Tagen wieder in Freiheit sein werde, denn er hielt es nicht für möglich, daß seine Unschuld lange verborgen bleibe. Aber der Tod des Grafen, den Niemand erwartet hatte, verschlimmerte seine Lage so wesentlich, daß er selbst nicht ohne Bedenken blieb. Wir wollen hier den weitläufigen Irrgängen des Prozesses nicht folgen; es reicht hin, zu sagen, daß unglücklicher Weise der Schein gegen ihn war. Alle Umstände wirkten zusammen, daß die Richter und Geschwornen ihn schuldig fanden. Obschon kein Zeuge bei der That zugegen gewesen war, obschon Marquardt dieselbe ableugnete und seine Aussagen bei Allen den besten Eindruck machten, obschon die Gräfin Euphrosine selbst das Andenken ihres Gatten preisgab und erzählte, wie er den Jäger Thomas zum falschen Zeugniß habe verleiten wollen, so war der Spruch doch nicht von ihm abzuwenden. Die Gesetze jenes Landes waren strenge, und so traf ihn das Schlimmste; er sollte enthauptet werden.

Ulrike hatte dem Prozesse beigewohnt; bis auf die letzte Minute hoffte sie noch für das Leben ihres Gatten, selbst, als die Geschwornen aus dem Berathungszimmer

zurückkamen, ließ sie den Muth noch nicht sinken. Sie hielt es für unmöglich, daß der liebe Gott in seiner Gerechtigkeit einen falschen Spruch zulassen sollte. Als er nun doch geschah, da stürzte sie bewußtlos zusammen und mußte aus dem Gerichtssale getragen werden. Marquardt wollte ihr nach, wollte ihr noch einmal um den Hals fallen und ihr die Versicherung geben, daß er unschuldig sterbe, aber die rauhen Fäuste der Gensdarmen faßten ihn und drängten ihn der kleinen Thüre zu, welche aus dem Sitzungssaale in das Gefängniß führte.

Als Ulrike wieder zu sich kam, befand sie sich im Vorhofe des Kerkers. Der Advokat, welcher die Sache ihres Mannes so wacker, aber vergeblich geführt hatte, stand neben ihr, und ein inniges Mitleid war in seinen Zügen gemalt.

„Ist denn nichts mehr zu thun?" fragte sie. Der Advokat gab zur Antwort: „Hier können wir nicht darüber sprechen, denn die Leute sammeln sich um uns und passen auf unsere Worte. Gehen Sie mit in meine Wohnung."

Er faßte sie unter den Arm und führte sie hinweg. In seiner Studierstube schob er ihr einen Stuhl hin und sprach: „Gute Frau Marquardt, ich habe mit Ihnen die Ueberzeugung, daß hier ein Justizmord begangen worden; aber wir können weiter nichts thun, als daß wir die Gnade des Königs anflehen. Dadurch erhalten wir wenigstens einen Aufschub von mehreren Wochen, vielleicht von einigen Monaten, und wer weiß, ob sich in dieser Zeit nicht der Schuldige findet. Es wäre nicht das erstemal, daß ein Verurtheilter auf diese Weise mit dem Leben davonkommt."

Ulrike war mit Allem zufrieden, was nur einige Aussicht auf Erfolg hatte, und sie bat den Advokaten, doch nichts zu unterlassen, was ihr den Gatten zurückgeben oder im schlimmsten Falle die Todesstrafe in Gefängniß umwandeln könne.

Der Advokat hatte in seinem Innern wenig Hoff-

nung; ein glücklicher Zufall war das Einzige, was ihnen helfen konnte. Dennoch wollte er der armen, schwer getroffenen Frau nicht plötzlich jede Aussicht nehmen. Er meinte, wenn es nach und nach komme, so lasse es sich eher tragen. Also besprach er die Sache hin und her mit ihr und brachte sie noch ein Stück auf den Heimweg. Eine Strecke weit von der Stadt blieb er auf der Landstraße stehen und reichte ihr die Hand zum Abschiede. Krampfhaft umschloß sie dieselbe, weinte bittere Thränen und erschöpfte sich in Bitten, doch ja kein Mittel unversucht zu lassen, um ihren unglücklichen Mann zu retten.

Er versprach es und ging zurück. Zu Hause angekommen, setzte er sich sogleich nieder, um ein Begnadigungsgesuch an den König zu richten. Er war noch so bewegt, daß er den richtigen Ausdruck nicht finden konnte, deßhalb entschloß er sich, vorher noch einen Besuch im Gefängnisse zu machen. Dieses Gefängniß war ein schauerliches Gewölbe, bei dessen Anblick einem angst und bange werden konnte. Marquardt aber sah weder die Eisengitter, noch die verriegelten Thüren und die Ketten an der Wand; er saß auf seinem Strohbündel, bedeckte das Gesicht mit den Händen und dachte mit zitterndem Herzen an seine arme Ulrike. Natürlich erlitt er nicht gerne den Tod, aber weher als das eigene Leid that ihm dasjenige seiner Frau. Unaufhörlich stiegen tiefe Seufzer aus seiner Brust und drangen Thränen aus seinen Augen. Wenn er sein Leben überdachte, so mußte er sich gestehen, daß er nicht viel Freuden in demselben gehabt habe. Er hatte gearbeitet, wie ein Mühlenpferd, aber das Wenige, welches er durch seinen Fleiß vor sich gebracht hatte, war ihm durch die Härte und die Bosheit des Grafen genommen worden. Seit er sein Pächter war, hatten die Leiden gar nicht aufgehört. Das Einzige, was sein Leben versüßte, war seine engel-

gute Ulrike, und von dieser war er geschieden; er sollte sie nicht mehr sehen oder doch vielleicht nur einen Augenblick vor seiner Hinrichtung.

Während er in so trüben Gedanken dasaß, knarrte die schmale Thüre, welche in sein Gefängniß hinabführte, und der Advokat trat ein. Marquardt schaute nicht einmal auf, denn er glaubte, es sei der Wärter, welcher ihm Wasser und Brod bringe. Der Advokat setzte sich auf das Bänkchen, welches dem Strohhaufen gegenüberstand und schaute mit traurigem Gesichte auf den armen Dulder nieder.

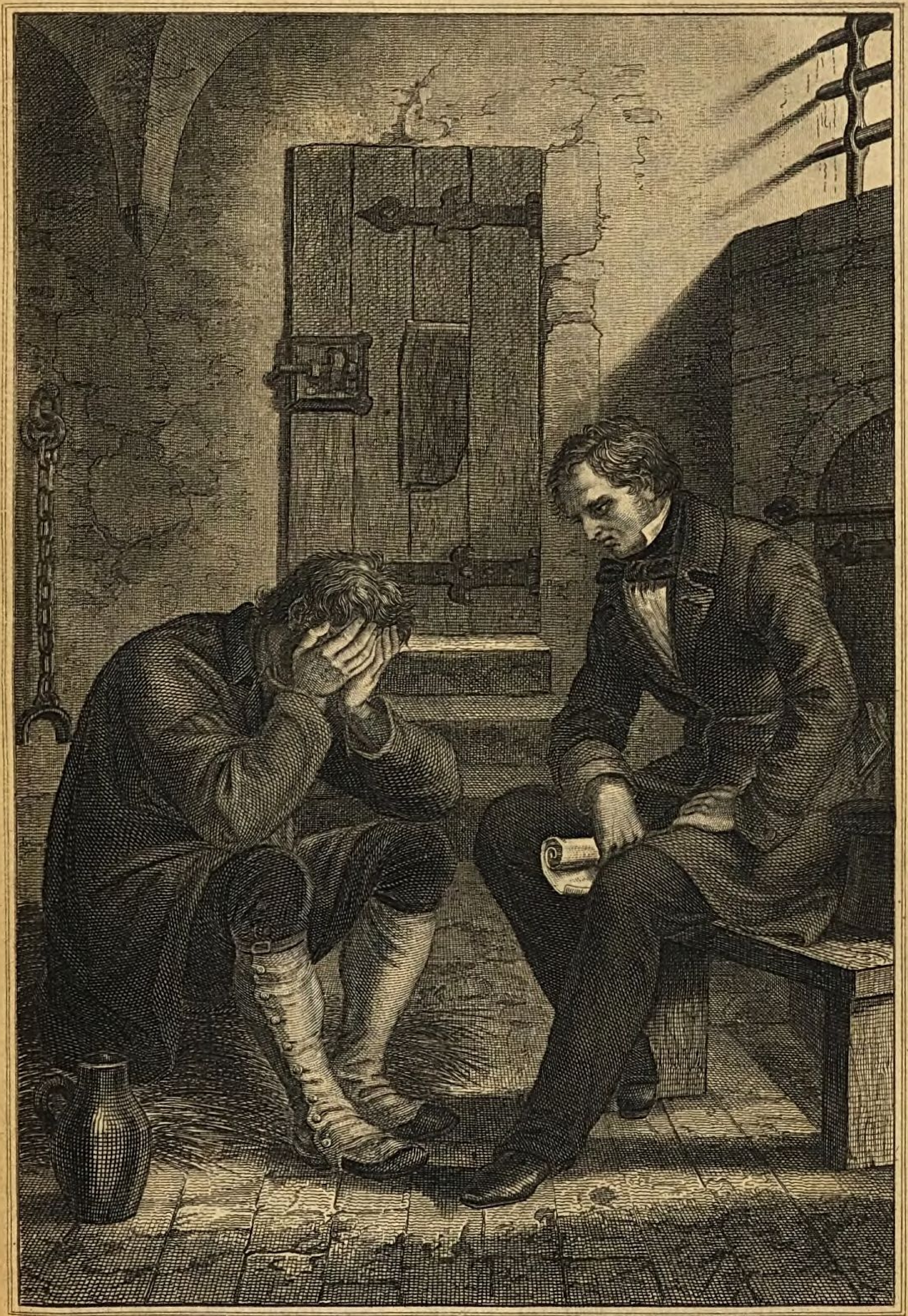
„Marquardt," sagte er nach einer Weile, „Ihre Frau wünscht, daß wir ein Gnadengesuch an den König richten."

Der Verurtheilte hob den Kopf in die Höhe und schaute ihn wehmüthig an. „Herr Doctor," sagte er, „Sie haben alle möglichen Anstrengungen gemacht, um mich zu retten und es hat nichts geholfen. Sollte denn diese letzte Anstrengung nicht ebenso vergeblich sein? Ich glaube es gewiß, und ich weiß kaum, ob ich ihre Freundlichkeit in Anspruch nehmen soll. Seit einer Stunde habe ich mich in den Tod ergeben und mit der Welt abgeschlossen. Soll ich nun noch einmal anfangen und die Folterqualen zwischen Hoffen und Ergeben von Neuem erdulden."

„Ich begreife Ihre Lage," antwortete der Advokat, „aber Ihr Proceß ist ein so absonderlicher gewesen, daß man ihn am Throne einer genauen Prüfung unterwerfen muß, wenn wir ein Begnadigungsgesuch einreichen. Die Möglichkeit ist wenigstens vorhanden, daß man in dem Verfahren Härten findet und daß man diese durch eine Begnadigung abzuschwächen sucht. Außerdem hat Jedermann die Pflicht, sein Leben so lange als möglich zu erhalten. Sie, Herr Marquardt, der sie von Ihrer Gattin so sehr geliebt werden, sollten vor allen Dingen darauf bedacht sein und den letzten Strohhalm ergreifen."

Als der Gefangene in dieser Weise von seiner Frau

S. 100.



Carl Clasen gez. Druck von G. J. Manz' Kunst Verlag.

Herchenbach, der Pächter vom Moorhofe.

reden hörte, wurde er plötzlich andern Sinnes, nickte und sagte: „Ich konnte sie einen Augenblick vergessen, weil ich, wie gesagt, mit dem Leben abgeschlossen, aber ich sehe ein, daß ich Unrecht that. Versuchen Sie dann Alles, was in Ihren Kräften steht, und mag Gott ihre Mühe segnen!"

Der Advokat unterhielt sich noch eine Weile mit dem Gefangenen, besprach mit ihm die Gründe, welche sie in dem Begnadigungsschreiben anführen wollten und reichte ihm dann die Hand zum Abschiede. Statt aber nach Hause zurückzukehren, wie er es anfangs gewollt hatte, ging er auf die Reitbahn zu und ließ sich ein Pferd satteln. Rasch hatte er die Füße im Bügel und sprengte der Landstraße nach. Nach einem frischen Ritte tauchten die Thürme des Schlosses Reizenstein vor seinen Blicken auf, und kurze Zeit nachher ritt er durch das hallende Thorgewölbe in den stattlichen umbauten Hofraum. Ein Knecht kam herbei, hielt ihm den Steigbügel und fragte nach seinem Begehren.

Der Avokat nahm eine Karte aus dem Portefeuille, überreichte sie dem Diener und sagte, daß er mit der Gräfin von Hallen zu sprechen wünsche. Der Diener führte ihn die Treppe hinauf in den stattlichen Schloßbau, dem man in jedem einzelnen Theile ansah, daß der Erbauer kein Geld gescheut habe, um etwas Tüchtiges zu Stande zu bringen. In einem Zimmer, welches durch eine Thüre mit den weitläufigen Gewächshäusern in Verbindung stand, hieß er ihn warten und brachte unterdessen die Karte hinweg. Der Advokat brauchte nur wenige Schritte zu thun, so konnte er die weiten, prachtvollen Gewächshäuser mit einem Blicke überschauen. Das Herz lachte ihm vor Freude, als er die ungeheure Fülle der Blumen, die mannigfachen Arten der Palmen und die sonstigen tropischen Wundergewächse sah. Er war stets ein Freund der Blumen und Bäume gewesen, deßhalb war ihm dieser Anblick ein wahres Vergnügen und er wanderte von Pflanze zu

Pflanze, bald hier bald dort einen Ruf der Verwunderung ausstoßend.

Der Diener fand die Gräfin am entgegengesetzten Ende des Gewächshauses. Die Karte lesend, rief sie aus: „Ei, das ist ja der tapfere Vertheidiger des unglücklichen Marquardt; er soll mir willkommen sein. Doch halt, ich will ihm selbst entgegengehen, denn nachdem er so viel für seinen Klienten gethan, verdient er es schon, daß ich auch ein wenig für ihn thue."

Sie eilte durch das Gewächshaus, um ihn im Empfangszimmer zu begrüßen, fand ihn aber vor einer prachtvollen Orchidee stehen. Sie klopfte ihm leicht auf die Schulter und sprach lächelnd: „Es scheint, daß der Herr Doctor sich ebensosehr für meine Blumen, als für seine Klienten interessirt."

Der Advokat blickte auf und mußte unwillkürlich über seine Dreistigkeit erröthen. „Verzeihen Sie, gnädige Frau, daß ich es gewagt habe, in diesen Wunderpalast der Flora einzudringen, aber diese Pflanzengruppen waren doch gar zu verführerisch, und ich konnte dem Reize, sie näher zu sehen, nicht widerstehen."

„Es bedarf keiner Entschuldigung, Herr Doktor," antwortete die Gräfin. „Ich freue mich, wenn gänzlich Unbekannte meine Blumen gerne sehen, und es ist mir doppelt angenehm, wenn es ein Mann thut, der sich für meinen Schützling Marquardt so sehr aufgeopfert hat. Kommen Sie, Herr Doktor, wir wollen es uns in jener Rotunda dort bequem machen."

Sie führte ihn zu einem Springbrunnen, dessen Rückseite in einem weiten Zirkel mit blühenden Gewächsen umstanden war, während vorn ein Sopha den Besucher einlud, sich im Ausruhen die langen Blumenreihen, welche sich strahlenförmig vor seinen Blicken ausdehnten, anzuschauen.

Hier ließ die Gräfin Erfrischungen bringen, lud ihn ein, zuzulangen und fragte dann, welchem Umstande sie das Glück verdanke, ihn in ihrem Hause zu sehen.

„Ich komme des Marquardts wegen“, gab der Advokat zur Antwort. „Eine Stimme in meinem Innern sagt mir, daß an ihm ein schweres Unrecht begangen worden ist; deßhalb habe ich mich entschlossen, ein Begnadigungsgesuch an Seine Majestät den König zu richten. Ich komme nun mit der Bitte hierher, mir erlauben zu wollen, daß ich Ihre vor Gericht gemachte Aussage in meinem Gnadengesuche anbringen darf. Sie waren der festen Ueberzeugung, Ihr Gemahl habe gewußt, daß Marquardt nicht der Thäter gewesen.“

„Diese Ueberzeugung habe ich noch heute,“ antwortete die Gräfin, „und ich kann meine Verwunderung nicht unterdrücken, daß das Gericht so wenig Rücksicht auf mein Zeugniß legte. Wahrscheinlich trug unser gespanntes Verhältniß die Schuld; aber wenn ich auch mit meinem Manne nicht auf freundlichem Fuße stand, so weiß doch alle Welt, daß die Ursache nicht in mir, sondern in ihm lag. Uebrigens, Herr Doctor, gebe ich Ihnen die volle Ermächtigung, von meinem Zeugnisse Gebrauch zu machen. Ich bin immer bereit, dasselbe zu vertreten und es selbst vor Seiner Majestät dem Könige zu wiederholen.“

Der Advokat neigte dankbar sein Haupt und erhob sich, um Reizenstein zu verlassen, aber die Gräfin bat ihn, noch zu bleiben, da sie sich noch länger mit ihm über den armen Marquardt zu unterhalten wünschte. Er setzte sich nieder, und nun fragte ihn Euphrosine über die geringfügigsten Dinge aus. Er mußte ihr den Kerker des Gefangenen beschreiben, den Namen des Wärters nennen, eine Schilderung der übrigen Theile des Gefängnisses machen und hundert Fragen beantworten, über welche er selbst kaum Bescheid wußte.

Endlich entließ sie ihn und spornte ihn an, nichts unversucht zu lassen, um dem Verurtheilten die Freiheit, oder wenn dieses nicht möglich sei, doch eine Umwandlung der Strafe zu erwirken.

Der Advokat bestieg sein Pferd wieder und ritt im gestreckten Galopp der Stadt zu. Zu Hause verschloß er sich in sein Zimmer und begann zu arbeiten. Die Gedanken strömten ihm in so reicher Fülle zu, daß er sie kaum alle zu Papier bringen konnte. Als er fertig war, überlas er sie noch einmal und brachte hier und dort eine kleine Aenderung an; aber des Aenderns war nur wenig und der Ausdruck so klar und bestimmt, die Gründe so schlagend, daß er sich den besten Erfolg versprach. Er selbst machte die Abschrift; keine fremde Hand sollte daran rühren. Dann siegelte er den Brief, schrieb die Adresse und trug ihn zur Post. Als er das Gebäude verließ, war es ihm so wohl ums Herz, als wenn er eine große schöne That vollbracht hätte. Jetzt konnte er nicht in die dumpfe Luft seiner Arbeitsstube zurückkehren; er mußte hinaus in die freie Natur, wo sich die Brust ausweitet und das Herz fröhlicher und freier schlägt.

Wie sah es um diese Zeit auf dem Maihofe aus? Traurig, sehr traurig! Ulrike ging umher wie ein Schatten an der Wand. Sonst hatte jedes Pflänzchen, jedes Huhn, jede Kuh ihre Theilnahme erweckt und sie hatte ihre Sorgfalt über alles ausgedehnt, was ihrer Obhut anvertraut war; auch jetzt ging sie noch durch den Garten und durch die Ställe, aber es geschah mechanisch. Sie schaute weder rechts, noch links, sondern wurde nur ruhelos umhergetrieben, ohne die Gegenstände zu bemerken. Die Knechte und Mägde erhielten keinen Befehl mehr von ihr; sie konnten thun und lassen, was sie wollten. Der Hauptknecht, den ihre tiefe Trauer und Niedergeschlagenheit jammerte, nahm sich des Hofes zwar nach Kräften an, aber wo das Auge des Herrn und der Herrin mangelt, da geht die Wirthschaft nicht vorwärts, sondern zurück. Das war auch auf dem Maihofe der Fall und es konnte nicht anders sein. Ulrike aber hatte nicht mehr die Kraft, sich der Wirthschaft zu

widmen. Sie lebte ein stilles Traumleben, in welches nur all zu oft die Schrecken des Todes hineintönten. Was sie sprach, schien sie selbst nicht zu wissen, denn es klang oft ganz wirr und unverständig. Manchmal wurde sie plötzlich aufmerksam darauf, dann brach sie mit einem Seufzer ab, wendete sich um und ging in ihr Kämmerlein, um stundenlang zu weinen und zu beten. Das Gebet war auch das Einzige, was ihr noch einige Linderung und Beruhigung brachte, aber lange hielt auch das nicht vor. Am schrecklichsten waren die Nächte für sie; sie konnte nicht schlafen, sondern mußte sich unaufhörlich den armen Gatten vorstellen, wie er im Gefängnisse auf hartem Stroh lag, von Hunger, Durst und Trauer verzehrt wurde und sich nach dem Tode sehnte. Wie lang, wie unendlich lang wurden die Stunden! Sie glaubte, daß sie sich zur Ewigkeit ausdehnten! Wenn dann der Morgen kam und sie sich endlich mit verweinten Augen erhob, dann hoffte sie Linderung vom hellen Sonnenscheine, aber es wurde um Nichts besser, denn auch im Lichte des Tages nagte das alte Leiden an ihrem Herzen.

Eines Tages litt es sie nicht auf dem Hofe; sie verließ denselben und wanderte durch die Felder bis in den Wald. Es trieb sie hinweg, als wenn sie der Welt entlaufen wollte. Da gelangte sie nahe dem Walde an ein kleines Bauernhaus; dort wohnte eine Jugendfreundin, mit der sie in jungen Jahren ein Herz und eine Seele gewesen war. Später hatten sie sich nur im Vorübergehen gesehen, und die Freundschaft war nicht mehr gepflegt worden. Heute fühlte Ulrike das Verlangen, ihre gute Marianna Rathmann noch einmal zu sehen. Sie trat also ein und befand sich in einem engen, räucherigen Raume, der von Schmutz und Unrath strotzte. So wenig Sinn sie für ihr eigenes Wohl hatte, so war ihr doch die Empfindung für fremdes Leid geblieben. „Arme Ma-

rianna," flüsterte sie, „es muß Dir schlecht gehen, denn ich habe dieses Häuschen, Dein mütterliches Erbe in einem bessern Zustande gekannt. Damals glänzte Alles von Sauberkeit."

„Wer ist da?" rief eine heisere Stimme aus dem Hintergrunde.

Ulrike trat näher und gewahrte ihre Freundin unter der schmutzigen und zerrissenen Decke eines schmierigen Bettes. Sie war bleich und abgezehrt, Kummer und Leiden standen auf der gefurchten Stirne geschrieben. Ulrike schob einen alten, zerbrochenen Schemmel an das Bett, ließ sich vor demselben nieder und reichte der Kranken die Hand, indem sie sprach: „Wir sehen uns in traurigen Verhältnissen wieder, Marianne. Wie geht es Dir denn?"

Marianne schlug die matten Augen auf und gab zur Antwort: „Schau Dich nur um, so brauchst Du nicht zu fragen. Seit einigen Jahren ist es immer mehr den Krebsgang gegangen, aber es wird, Gott sei Dank, bald aufhören. Ich rechne alle Tage, wie lang mein elender Leib noch zusammenhalten kann, und ich meine, längstens mit Beginne des Winters müsse es zu Ende sein."

„Du scheinst also gerne zu sterben, Marianne."

„Sehr gerne. Wenn Einer so elend ist, wie ich es nun schon lange gewesen, dann kann er doch keinen innigeren Wunsch haben."

„Aber Marianne, ich begreife doch nicht recht, wie das gekommen. Früher lebtest Du in ganz netten, wenn auch beschränkten Verhältnissen. Erzähle mir doch, wie es bergab gegangen."

„Drücke mir die Kissen ein wenig in den Rücken, daß ich Dich besser sehen kann, sprach die Kranke; „ich werde Dir Alles erzählen. Ich hätte es schon lange gerne von der Brust weg gehabt, aber es war ja kein Mensch da, dem ich mich anvertrauen konnte. Ulrike schüttelte die schlechten Kissen und machte es ihr

bequem. Das arme Weib begann nun zu erzählen: „Du hast Recht, wenn Du glaubst, früher habe es mir besser gegangen. Als meine Mutter starb, war das Häuschen schuldenfrei und ich besaß einige Morgen Acker und ein Stück Wald; davon konnte ich mich ganz gut ernähren, und ich hatte auch Zeit, Alles hübsch in Ordnung zu halten. Damals sagten die Leute, wenn sie an meinem Häuschen vorüberkamen und einen Blick hineinwarfen: „Bei der Marianne sieht es aus, wie in einem Kapellchen." Und sie hatten Recht, denn ich litt nirgends ein Stäubchen. Leider ist es jetzt so ganz anders geworden; aber das geht nun einmal so, wenn man den lieben Frieden und die Herzensruh' nicht hat. Wär' ich Mädchen geblieben, so läg ich jetzt nicht so da; aber da kam der Rathmann und stellte mir vor, daß ich doch ein sehr einsames und trauriges Leben führe und daß es viel besser sei, wenn ich mich verheirathe. Rathmann hatte einen hübschen Hof vom Grafen Hallen gepachtet und seine Eltern waren auf demselben gut fortgekommen; dazu war er ein ganz schmucker Mensch, der einem schon gefallen konnte und der sein Wort zu thun wußte.

Meine Bekannten riethen mir zwar ab; sie sagten, der Rathmann sei ein Windbeutel und ein Faullenzer, sie möchten ihn nicht, und wenn er mit Gold und Diamanten behangen wäre. Aber er wußte sich so bei mir einzuschmeicheln, daß ich ja sagte und seine Frau wurde. Als ich nach der Hochzeit auf den Hof kam, fand ich Manches sehr vernachlässigt und gab mir deßhalb Mühe, wieder Ordnung in die Wirthschaft zu bringen. Im Anfange ging es auch gut und Rathmann war recht fleißig; aber es dauerte nicht lange, so überließ er dem Oberknechte die ganze Aufsicht und ritt, wie ein großer Herr in der Nachbarschaft umher oder trieb sich in der Stadt herum. Ich bat ihn, dieses unregelmäßige Leben aufzugeben. Das half

auch für ein paar Wochen, dann aber wurde es noch schlimmer und seine Zeit verging unter Jagen und Trinken. Es war nun schon so weit gekommen, daß ich Nichts mehr sagen durfte. That ich es dennoch, so gab es wilden Lärm und er drohte, mich zu mißhandeln, wenn ich nicht den Mund halte. Ich richtete nun meine Zuflucht zu Gott und verließ mich auf den Oberknecht Zinsmann, von dem ich voraussetzte, daß er die Verwaltung des Hofes als eine Ehrensache betrachten werde. Ich hatte mich aber getäuscht, denn dieser Zinsmann war ein Augendiener und ein Dieb, welcher den Gewinn in seine eigene Tasche steckte. Um meinen Mann nicht aus seinem Taumel aufzuwecken, ging er zur Nachtzeit mit ihm auf die Jagd und begleitete ihn auch wohl in die Wirthshäuser. Natürlich sah ich den ganzen Ruin kommen und stellte meinen Mann zur Rede. Er ließ Nichts auf Zinsmann kommen und änderte auch seinen Lebenswandel nicht. Um mich bekümmerte er sich kaum noch, und es gab oft Zeiten, wo ich ihn monatelang nicht sah. Unterdessen ging die Wirthschaft immer mehr zurück, und als mein Mann die Miethe nicht mehr zahlen konnte, machte der Graf kurzen Prozeß, verkaufte ihm seine Möbel und warf ihn zum Hause hinaus.

Wir zogen hierher, und meine Hoffnungen blühten wieder auf. Ich dachte, hier habe er keine Gelegenheit zu Ausschweifungen, er werde sich nun wieder mit Lust der Arbeit hingeben. Aber da hatte ich mich ganz entschieden getäuscht; an's Arbeiten dachte er gar nicht, sondern lag mit seinem Freunde Zinsmann den ganzen Tag auf der Jagd. Das Wild wurde in der Stadt zu Geld gemacht und vertrunken; ich aber erhielt keinen rothen Heller davon, sondern konnte zusehen, wie ich zurechtkam. Es war jetzt schon so weit gekommen, daß ich Schläge erhielt, wenn ich den Mund aufthat. Alle Monate einmal saßen mein Mann und sein Freund wegen Jagdfrevel im Gefängnisse, aber

das besserte sie nicht, sondern sie fluchten nur auf den Grafen. Du kannst wohl denken, daß ich da endlich auch die Flügel hängen ließ und eine Schlampe wurde. Das Elend wuchs mir eben zu sehr über den Kopf und ich hatte nicht mehr die Kraft, mich dagegen zu wehren. Nun weißt Du Alles; sage mir jetzt auch, wie es Dir gegangen hat."

Ulrike begann zu weinen und es dauerte einige Zeit, bis sie antworten konnte; dann hob sie an: „Von dem schrecklichen Ereignisse wirst Du schon gehört haben, nicht wahr?"

„Von welchem Ereignisse? Ich verstehe Dich nicht."

„Du weißt doch, daß mein Mann zum Tode verurtheilt ist?"

„Mein Gott, zum Tode verurtheilt? Ich weiß kein Wort. Wie ist denn das möglich? Ich habe Nichts gehört. Es kommt ja kein Mensch in dieses Haus des Fluches, und mein Mann und Zinsmann reden niemals mit mir."

Ulrike erzählte nun unter Thränen ihre ganze Geschichte vom Anfang bis zum Ende. „Schau," sagte sie am Schlusse, „Du bist doch eigentlich nicht so unglücklich, wie ich, denn ich verliere durch gewaltsamen und unschuldigen Tod meinen Mann, der mir nie ein Haar gekrümmt hat und von dem ich wohl sagen darf, daß er auch wissentlich niemals etwas Unrechtes that."

„Ja, Du hast Recht," sagte Marianna, „Du bist noch viel unglücklicher als ich, denn mir fällt es durchaus nicht schwer, meinen Mann zu vergessen, Du aber mußt immer an denselben denken; ich werde bald von meinen Leiden erlöst werden, Du aber hast noch ein langes Leben vor Dir."

Während die Frauen noch mit einander sprachen, wurde die Thüre aufgerissen, und die beiden Männer, von denen eben die Rede gewesen war, stürzten herein. Rathmann stutzte beim Anblicke der fremden Frau und fragte: „Marianna, was hat denn das zu bedeuten?

Was willst Du mit den fremden Weibern hier? Kann man nicht einmal ein Eckchen haben, wo man sich vor dem verfluchten Thomas verbirgt?"

„Ich will nicht stören," sagte Ulrike, erhob sich und verließ das Haus. Nicht weit von demselben begegnete ihr mit einem sehr erhitzten Gesichte der Jäger Thomas. Er war offenbar auf der Verfolgung von Wilddieben begriffen, denn seine Augen schweiften rechts und links über den Wald und blieben zuletzt auf dem Häuschen haften. Sie wanderte langsam weiter und überdachte auf dem Heimwege die Lebensschicksale der armen Marianna. Als sie das Haus etwa zweihundert Schritte im Rücken hatte, hörte sie zwei Schüsse fallen. Erschrocken wandte sie sich um, denn sie fürchtete, daß der Jäger und die beiden Wilddiebe handgemein miteinander geworden seien. Unwillkürlich blieb sie stehen und schaute nach dem Hause hin. Es dauerte auch nicht lange, so kam der Jäger heraus und schlug denselben Weg ein, auf dem sich Ulrike befand. Als Thomas sie erreichte, fand sie, daß er bleich aussah und ganz außer Fassung war.

„Da ist einmal mein Schutzengel bei mir gewesen," sagte er zu Ulrike, indem er seinen Jägerhut vom Kopfe nahm und ihr ein Loch in der Spitze zeigte. „Da ist die Kugel durchgegangen," sagte er; „sie brauchte nur einen halben Zoll tiefer zu kommen, so war der Jäger Thomas eine Leiche."

„Ach du mein Himmel," rief Ulrike, „wer hat denn den verwegenen Schuß gethan?"

„Rathmann hat ihn gethan," antwortete Thomas; „ich habe es ganz genau gesehen. Der Zinsmann schoß auch, aber sein schlechtes Gewehr richtete keinen Schaden an. Ich danke meinem Schöpfer, daß ich zufällig keine Büchse bei mir hatte, denn ich war so in der Wuth, daß ich sicher wieder geschossen und am Ende ein großes Unglück angerichtet hätte. So weit ist es jetzt in der Welt gekommen, daß auf den Jäger, der die Wilddiebe

zur Abgabe ihrer Flinten auffordert, geschossen wird. Weiß auch der Kukuk, wie das liederliche Gesindel immer wieder von Neuem an Waffen kommt. Einen Tag bevor der Graf damals den Schuß erhielt, hatte ich ihnen noch ein paar alte, verrostete Flinten abgenommen, aber eine Woche später waren sie schon wieder am Wildern.

„Sie werden doch die Leute nicht anzeigen?" fragte Ulrike mitleidig."

„Doch," gab dieser zur Antwort, „ich werde sie ganz sicher anzeigen, denn sie scheuen sich nicht einmal auf Menschen zu schießen. Solche Subjecte müssen unschädlich gemacht werden; man ist es der Menschheit schuldig."

„Aber die arme Marianna! Um ihretwillen sollten Sie Nachsicht haben."

„Ach was, die Marianne hat von dem Strolche doch Nichts; im Gegentheile, wenn ihr elender Zustand es erlaubt, daß sie eine Kleinigkeit verdient, dann kommt der Taugenichts noch und reißt es ihr aus den Zähnen. Von Mitleid kann da gar keine Rede sein."

Der Jäger schlug jetzt den Weg nach dem Kirchdorfe ein; Ulrike aber begab sich auf den Maihof zurück und setzte sich in eine Laube des Gartens. Zum ersten Male, seitdem ihr Mann verurtheilt war, zog das Gefühl der wirklichen Ergebung in ihr Herz ein. Sie legte sich die Frage vor, ob es nicht besser sei, unschuldig zu sterben, als ein Leben zu führen, wie die beiden Wilderer. Gewiß, es war ein harter Schlag, der sie traf, aber noch härter wäre es gewesen, wenn sie ihren Mann hätte verachten müssen, wenn sie von ihm mißhandelt worden wäre.

„Es ist nur dieses gewaltsame Scheiden, welches unser Schicksal so grausig erscheinen läßt," sagte sie; „aber der furchtbare Augenblick ist bald vorüber. Wenn sein Haupt gefallen, wird er, wie die christlichen Martyrer der Vorzeit zum Himmel auffahren und

seinen Sitz zur Rechten Gottes erhalten. Er tauscht also statt dieses irdischen Elendes die himmlischen Freuden ein, und ich sollte bedenken, daß dieses ein guter Handel ist. Was mich angeht, so werde ich die Fesseln des Lebens noch eine Weile tragen müssen, aber das Leid wird auch mir nach und nach das Herz brechen, und dann werde auch ich sterben und wieder mit ihm vereinigt werden. So schrecklich ist also wirklich alles das nicht. Es kommt nur darauf an, daß man es aus dem richtigen Gesichtspunkte ansieht."

Sie erhob sich und ging durch den Garten. Zum erstenmale sah sie wieder die Beete an und fand, daß sie wohl bearbeitet waren. Sie begab sich auch in die Ställe und in die Scheuer und machte nachher sogar einen Spaziergang durch die Felder. Mit einem angenehmen Gefühle des Dankes gewahrte sie, daß ihre Leute im Ganzen genommen, ihre Pflicht gethan hatten. Eingedenk der Erfahrung, daß Arbeit viele Wunden heilt, nahm sie sich vor, ihren Trübsinn durch Thätigkeit zu verscheuchen und dem Schmerz keine Zeit zu lassen, daß er all zu sehr die Oberhand gewinne.

Achtes Kapitel.

Zwei Waldläufer.

Der Jäger Thomas begab sich direct zum Bürgermeister und machte diesem Anzeige von dem Mordanfalle. Die Sache war nicht darnach angethan, sie mit Stillschweigen zu übergehen; der Bürgermeister ließ deßhalb sogleich den Polizeidiener Crampus kommen und gab ihm den Auftrag, die beiden Missethäter zu verfolgen und gebunden vorzuführen.

Crampus machte sich auf den Weg, aber er hatte das Dorf noch nicht im Rücken, als er zu überlegen begann, daß sein Auftrag kein gefahrloser sei. Hatten sich die beiden Wilderer nicht gescheut, auf den Jäger zu schießen, so würden sie es sicher auf ihn thun, denn sie wußten, was ihnen bevorstand, wenn sie gefänglich eingebracht wurden. Unwillkürlich griff er nach den Handschellen in seiner Tasche, aber was nutzten sie ihm, so lange die Uebelthäter nicht an denselben befestigt waren?

Zagend ging er weiter und sein Schritt wurde immer langsamer. Im Herzen war er dem Bürgermeister recht gram, daß er ihn in eine so schlimme Lage brachte, und er hatte nicht übel Lust, sich mit einer Lüge durchzuhelfen und seinem Vorgesetzten zu sagen, die Wilderer hätten sich aus dem Staube gemacht. Das ging aber wieder nicht, denn wenn er ihm hinter die Schliche kam, so stand sein Dienst auf dem Spiele. Auf jeden Fall also mußte er in den

sauern Apfel beißen, mochte es gehen, wie es wollte. Noch immer in Gedanken weiter schreitend und zuweilen stehen bleibend und überlegend, sah er in einiger Entfernung etwas über den Kornhalmen blinken. Er hatte ein scharfes Auge und erkannte sogleich, daß es der Helm eines Gensd'armen war. Plötzlich wuchs ihm der gefallene Muth wieder und er eilte dem noch unsichtbaren Träger des Helmes mit schnellen Schritten entgegen. Dieser trat jetzt aus den Halmen auf das freie Feld hinaus und zeigte sich in ganzer Uniform.

„Ah, das ist ja der Radke,“ rief Crampus ihm entgegen. „Du kommst mir wie gerufen, denn ich bin eben auf dem Wege, ein paar schlechte Gesellen zu verhaften, aber ich fürchte, daß sie sich nicht viel aus mir machen, denn ein Mann gegen zwei, das geht doch nicht, besonders, wenn es so verwegene Kerle sind.“

„Wer ist es denn?“ fragte Radke.

„Rathmann und Zinsmann,“ gab Crampus zur Antwort. „Der Jäger Thomas hat sie beim Wildern getroffen und wollte ihnen die Gewehre abnehmen, aber die Kerle haben auf ihn geschossen.“

„Ah so, die beiden? Nun, da gehe ich sehr gerne mit, denn ich habe sie schon lange auf der Mucke und freue mich, daß ihnen endlich etwas am Zeuge geflickt wird. Nur zu, wir wollen sie schon zusammenhauen.“

Die beiden Diener der Gerechtigkeit schritten nebeneinander her und begaben sich auf Umwegen zu Rathmanns Behausung. Gebückt schlichen sie unter dem niedrigen Fenster her und traten rasch durch die offenstehende Hausthüre in den innern Raum. Crampus mußte die Thüre bewachen und Radke untersuchte die untern Stuben. Er kam auch an das Krankenbett und fragte Marianne, wo sich Zinsmann und ihr Gatte befänden.

„Sie haben vor einer halben Stunde das Haus verlassen,“ gab die Kranke zur Antwort; „aber ich weiß nicht, wohin sie gegangen sind. Wahrscheinlich laufen sie im Walde dem Wilde nach.“

Radke glaubte ihrer Aussage nicht; er meinte, die Frau und der Mann würden wohl unter einer Decke liegen und sich gegenseitig nichts vorzuwerfen haben. Deßhalb durchsuchte er auch die obern Räume, so wie den Keller und den Stall, aber er fand sie wirklich nicht.

„Wir werden doch eine kleine Streife in den Wald machen müssen,“ sagte er zu seinem Kameraden. „Nun frisch darauf los, wenn auch der ganze Tag dazu geht.“

Sie machten sich gleich wieder auf den Weg. Mitten im Walde, nicht weit von der Stelle, wo Graf Hallen angefallen worden war, lag eine Schenke; sie stand im Rufe, daß allerlei Gesindel, welches das Tageslicht scheue, dort verkehre. Crampus meinte deßhalb, man müsse sich dort in den Hinterhalt legen und sie erwarten. Radke war nicht ganz derselben Ansicht; er meinte, wenn sie in die Schenke gingen, so würden sie sich selbst verrathen, denn es sei anzunehmen, daß der Wirth mit ihnen einverstanden sei und sie warne. Dagegen werde ein Versteck in der Nähe des Wirthshauses ganz geeignet sein, zu beobachten, wer aus- und einginge.

Der Zufall wollte es, daß sich der Thüre gegenüber, in einiger Entfernung ein dichtes Gesträuch befand, in dem sie sich ganz gut verbergen konnten. Sie schlichen ungesehen hinein, legten sich flach auf den Boden und hielten die Hausthüre im Auge.

Nach einiger Zeit kam der Wirth heraus, setzte sich auf die Bank, welche vor dem Hause stand und schaute schläfrig in den Wald hinein. Es schien ihm gar nicht zu gefallen, daß kein Besuch einsprach.

Eine halbe Stunde später kam ein Mann des

Weges, welcher Hühner und Eier, die er in den umliegenden Höfen gekauft hatte, in einer Kiepe trug. Er setzte seine Last vor der Schenke nieder, ließ sich einen Branntwein geben und plauderte mit dem Wirthe über die verschiedenartigsten Dinge, fragte auch nach der langen inhaltlosen Unterhaltung: „Was ist denn mit den beiden vorgegangen?"

„Mit welchen beiden?" fragte der Wirth.

„Nun, mit dem Rathmann und dem Zinsmann," entgegnete der Victualienhändler. „Vor einer Stunde begegneten sie mir im Walde und führten nicht allein ein sehr verfängliches Gespräch, sondern sahen auch ganz desparat aus. Es sind ein paar gefährliche Kerle, denen man aus dem Wege gehen muß; ich habe mich auch wohl in Acht genommen, meine Ohren zu sehr anzustrengen, aber da sie mich durch das Unterholz nicht sahen, so thaten sie sich keinen Zwang an und ich konnte so viel vernehmen, daß sie auf Jemanden geschossen hatten und nicht ohne Furcht für die Folgen waren. Sie sind doch jedenfalls bei Dir eingekehrt und Du wirst sicher wissen, um was es sich handelt."

„Mein Junge, antwortete der Wirth, „wenn ich Dir einen guten Rath geben darf, so ist es der: Mische Dich nicht in fremde Angelegenheiten. Du hast alle Tage Deinen Weg durch den Wald zu machen; da könnte es sich bei Deiner voreiligen Zunge leicht einmal ereignen, daß sich eine rasche Kugel durch Deine Kiepe in Deinen Rücken verirrte. Nun weißt Du genug. Richte Dich darnach."

Diese wenigen Worte waren für den Victualienhändler triftig genug, ferner nichts mehr zu fragen. Schweigend trank er sein Glas aus und machte sich wieder auf den Weg.

„Hast Du's vernommen?" fragte Radke den Crampus. „Der Wirth weiß mehr von den Strolchen, als

er verrathen will. Wir werden ihm doch nachher einmal auf die Bude steigen müssen."

„Er hat es schon lange verdient," antwortete Crampus, „denn er hält alles Gesindel auf und liegt mit demselben unter einer Decke."

Sie hielten sich noch eine halbe Stunde in ihrem Versteck auf, aber es kam kein Gast mehr. Da wurden sie des Wartens müde, erhoben sich und gingen auf das Wirthshaus zu. Der Besitzer bemerkte sie durch das Fenster, und, eingedenk der Regel, daß man es mit der Polizei nicht verderben darf, brachte er ihnen schon gleich beim Eintritte ein Glas Branntwein entgegen. Beide waren keine Trankverächter; der Gensd'arm aber sprach lächelnd zu dem freigebigen Wirthe: „Du bist schnell bei der Hand; ich schließe daraus, daß Du etwas geheim zu halten hast, aber die Gensd'armerie und die Polizei lassen sich nicht mit einem Fusel bestechen, nicht wahr Crampus?"

„Nicht mit einem ganzen Fasse," gab dieser zur Antwort, „und wenn er etwas zu verbergen hat, so muß er jetzt erst recht damit herausrücken."

„Aber, meine Herren," sagte der Wirth, indem er seine baumwollene Mütze verlegen zwischen den Fingern drehte, „Sie machen nur Scherz, denn Sie wissen recht gut, daß ich ein ehrlicher Mann bin, der nichts zu verschweigen hat."

„In diesem Falle," sprach Radke, indem er das Gläschen hinunterstürzte und zur neuen Füllung hinreichte, „in diesem Falle wirst Du uns auch sagen, wann Rathmann und Zinsmann zuletzt hier gewesen. Versuche nur nicht zu leugnen, sondern sprich frisch von der Leber, denn wenn Du lügst, dann wirst Du mit eingesteckt."

Der Wirth that schon den Mund zu einer Betheuerung auf, aber als er den martialischen Schnurrbart des Gensd'armen recht betrachtete, traute er dem

Landfrieden doch nicht, sondern sagte ganz kleinmüthig: „Ach, Herr Radke, wenn Sie nur wüßten, wie man sich in Acht nehmen muß! Wahrhaftig, ich riskire, daß sie mir das Haus über dem Kopfe anstecken und mir noch obendrein ein Messer oder eine Kugel durch den Leib jagen."

„Und wenn's zwei wären, so müßtest Du doch sprechen; also, wann sind sie zuletzt hier gewesen?"

„Vor einer Stunde oder so herum."

„Sagten sie nicht, daß sie dem Jäger Thomas eine Kugel nachgeschickt hätten?"

„Ja, sie sagten es, Herr Gensd'arm; aber wissen Sie, das sind Leute, denen man nichts glauben kann. Sie prahlen sehr oft mit Dingen, die sie nicht gethan haben."

„Diesmal haben sie nicht geprahlt, sondern die Wahrheit gesprochen, und Du sollst es auch thun, sonst können Dir unsere Säbel eben so gefährlich werden, als ihre Messer und Kugeln. Also sie sagten, daß sie auf den Thomas einen Mordanfall gemacht haben. Gut, wohin sind sie von hier gegangen?"

„In den Wald, meine Herren."

„In den Wald? Ja, aber der Wald ist groß, sehr groß. Du mußt Dich genauer ausdrücken."

„Ich wüßte nicht, wie ich das machen sollte, denn sie haben es geheim gehalten."

„Ich denke, Crampus," sagte Radke, „daß wir den halsstarrigen Knopf binden und mitnehmen. Vor dem Richter wird er schon bekennen."

Crampus griff in die Tasche, um die Handschellen hervorzuholen, aber der Wirth ließ es nicht dazu kommen. „Liebe Herren," sagte er, „ich will Ihnen von Anfang bis zu Ende die Wahrheit sagen, aber schließen Sie mich nicht, denn das ist für einen ehrenwerthen Mann sehr erniedrigend. Die beiden Männer sind also wirklich hier gewesen und haben sich auch von ihrer Schandthat unterhalten. „Wir werden wieder einige

Zeit in unserm Verstecke sitzen müssen," sagte Rathmann. „Ich bin aber doch des verfluchten Loches müde und möchte lieber dem Wilde nachgehen."

„Glaub's schon," entgegnete Radke, „aber sie sollen jetzt nicht jagen, sondern gejagt werden. Wo haben sie denn ihr Versteck?"

Der Wirth schaute sich scheu um, als ob er fürchte, daß ihn Jemand höre; dann gab er leise, und die Hand vor den Mund haltend, zur Antwort: „Wissen Sie, Herr Gensd'arm, wenn Sie an die große Königseiche gekommen sind, dann wenden Sie sich rechts; von dort werden Sie in eine Schlucht kommen. Hier haben die beiden Wilderer ihre Zufluchtsstätte. Sie wird von Niemanden betreten, weil Gespenster dort hausen sollen."

„Na, die Gespenster wollen wir schon austreiben. Gib uns noch einen klaren, dann begeben wir uns auf die Sohlen."

Der Wirth schenkte ein; er war so befangen, daß er zitterte und daherstotterte: „Ach, verrathet mich nur nicht; denn das würde schlimm für mich ausfallen."

„Wir nehmen sie gleich mit," sagte Crampus, „dann habt Ihr nichts zu fürchten, es sei denn, daß Ihr mit unter der Decke lieget."

Die beiden Diener der Gerechtigkeit machten sich auf den Weg zum Walde. Sie mußten eine lange Wegesstrecke wandern, bis sie an die Königseiche kamen. Waren sie vorher mit raschen Schritten vorwärts geeilt, so gingen sie jetzt schneckenlangsam und traten so leise auf, als ob sie auf Eiern gingen.

Radke deutete mit dem Finger auf die Schlucht und ersuchte den Polizeidiener, um dieselbe herum zu gehen, während er sich selbst hinein begab und also den Mördern direct auf den Leib ging. Beide traten sehr vorsichtig auf, aber sie fanden die Gesuchten nicht. Die Schlucht war so dicht verwachsen, daß sich zwischen dem Gesträuche ein Dutzend Männer verbergen konn-

ten, ohne gesehen zu werden. Sie legten deßhalb jeden Strauch mit den Händen um und schauten aufmerksam, aber vergebens auf den Boden. Die saubern Vögel waren allerdings dagewesen, das bezeugten sowohl die am Boden liegenden Wurstzipfel, als auch das zertretene Gesträuch. Beim Weitersuchen fanden sie unter einem dicht ineinander verzweigten Ginstergebüsche sogar das Lager, wo sie sich's bequem gemacht hatten.

„Na, die Vögel sind zwar ausgeflogen," sagte der Gensd'arm, „aber sie werden wieder in's Nest zurückkehren und ich denke, das wird am Abend geschehen, denn in ein Haus wagen sie sich gewiß nicht. Mein Vorschlag ist deßhalb, wir bleiben hier, bis sie kommen und nehmen sie dann gleich mit. Das Ginstergebüsch ist groß genug, um auch uns zu verbergen."

Crampus war zwar nicht so ganz und gar mit dem Vorschlage einverstanden, aber er wollte um alles in der Welt seinen Mangel an Muth nicht verrathen und sagte deßhalb herzhaft: „Ja, Kamerad, so wollen wir's machen, denn wir wären keine tüchtigen Diener des Gesetzes, wenn wir sie nicht heute Nacht geschlossen zum Bürgermeister brächten."

Das Einverständniß war also hergestellt; sie suchten sich gleich einen Platz, nahe dem Verstecke der beiden Wilderer aus und legten sich nieder. Radke war den ganzen Tag auf den Beinen gewesen und gründlich müde.

„Das Liegen thut einem wohl," sagte er. „Wenn man nur einen guten Kornbranntwein und ein tüchtiges Stück Wurst hätte, so ließe sich's schon aushalten."

Derselben Meinung war auch Crampus, aber sie durften jetzt ihren Lauerposten nicht verlassen, sondern mußten ruhig liegen bleiben. Das war eine rechte Gelegenheit zum Geduldlernen, denn die beiden Wilderer kamen noch immer nicht und schon war der Abend nicht mehr fern.

Endlich hörten sie Stimmen in der Ferne. Sie lauschten mit vorgehaltenem Kopfe und erkannten ihre Leute. „Nun halte Dich mäuschenstill," sagte der Gensd'arm. „Rege Dich auch nicht, wenn sie kommen, sondern warte, bis sie sorglos geworden sind. Dann aber muß es über sie hergehen. Erst nehmen wir ihnen die Gewehre ab, daß sie kein Unglück anrichten können und nachher binden wir sie."

Die Stimmen kamen unterdessen näher und unterhielten sich ganz ungenirt. „Jetzt geht das Campiren im Freien noch," sagte Rothmann, „aber wenn die Sträucher kahl werden und der Wind durch die Ginster pfeift, dann werden wir ein anderes Asyl suchen müssen. Man kann sich doch auch nicht den ganzen Körper voll Gicht liegen. In mein Haus dürfen wir nicht mehr einkehren, denn die Rothröcke haben gewiß ihr Auge darauf, und dem Waldwirthe ist nicht länger zu trauen, als seine Nase reicht."

„Hm," antwortete Zinsmann, „wenn die Füchse im Winter ihre Höhlen finden, so werden auch wir wohl noch einen Winkel entdecken, wo wir bleiben können. Ich habe schon daran gedacht und einen prächtigen Einfall gehabt. Drüben über dem Berge steht das gräfliche Jägerhaus. Es wurde sonst nur ein paarmal im Jahre benutzt, wenn großes Treibjagen war. Jetzt, wo der Graf todt ist, wird man kaum noch daran denken, denn die Gräfin ist dem Jagen herzlich gram und läßt die Rehe in Gottes Namen vor Altersschwäche sterben. Sieh, das Jägerhaus wollen wir für uns mit Beschlag belegen. Besser könnten wir es wahrhaftig nirgends finden, denn wir kommen in ein gemachtes Bett und brauchen uns nur hineinzulegen."

„Der Vorschlag ist nicht übel," entgegnete Rathmann. „Wir wollen uns denselben noch einmal überdenken. Nun aber unter das Gesträuch; ich bin hungrig und durstig und freue mich, daß ich dem Märzenbach

das halbe Huhn und die Flasche Wein so unbemerkt wegstipitzen konnte. Wenn er gewußt hätte, was mit dem Jäger Thomas vorgefallen, so würde er uns durch seine Knechte beim Kragen haben nehmen lassen."

„Die Geschichte kann uns noch theuer zu stehen kommen," sagte Zinsmann. „So ein Schuß, das klingt gleich verteufelt schlimm."

„Halt's Maul davon," sagte Rathmann unwirsch; „ich will jetzt Ruhe haben und nicht immer wiederholen hören, was doch einmal geschehen und nicht mehr zu ändern ist."

Die Vagabonden krochen jetzt unter das Gesträuch und legten sich so nahe bei den Dienern der Gerechtigkeit nieder, daß diese sie an der Gurgel fassen konnten.

„Leg' die Gewehre etwas abseiten," sagte Rathmann, „denn im Schlafe macht man leicht eine Bewegung, und da könnte ein Unglück geschehen. Es ist verflucht dunkel hier in dem Gesträuch," antwortete Zinsmann, indem er die Flinten entfernte; „betrüge mich nur nicht mit dem Huhn; wenn ich auch nicht sehen kann, so werde ich doch fühlen, wie groß mein Stück ist."

„Mach Dich nur nicht so patzig," erwiederte Rathmann, „denn von Rechtswegen kommt es doch mir allein zu, weil ich's allein stipitzt habe; doch da nimm und laß Dir's schmecken."

Eine Zeit lang hörte man das Schmatzen und Schlucken, dann wurde es stille, und es dauerte nicht lange, so schnarchten sie wie die Bären. Radke stieß seinen Bundesgenossen an und flüsterte ihm in die Ohren: „Noch zehn Minuten, dann nimmst Du den schwächern Zinsmann über Dich; ich werde dem Andern den Garaus machen. Gieb mir eine von den Handschellen. Wenn sie gebunden sind, hört der Widerstand von selbst auf."

Crampus holte die Handschellen leise aus der

Tasche und nahm eine sitzende Stellung an. Unterdessen wurde das Schnarchen immer lauter und man konnte an demselben wohl abnehmen, daß sie sehr fest schliefen.

„Jetzt," sagte Radke leise.

Sie bogen die Ginsterstämmchen aus einander und näherten sich den sorglosen Schläfern. Es war bereits so dunkel geworden, daß sie nur noch mit Mühe ihre Hände sehen konnten, aber sie bauten auf den festen Schlaf und griffen frisch zu. Als Radke Rathmanns Hände faßte und die Ketten um dieselben legte, zuckte er ein paarmal und murmelte einige unverständliche Worte. Zinsmann gab gar kein Lebenszeichen von sich, er schlief wie ein Klotz. Als aber jetzt die Ketten fester angezogen wurden, da erwachte Rathmann, und in der Meinung, daß sich sein Freund einen schlechten Scherz erlaube, rief er unwillig aus: „Was soll das heißen, Zinsmann? Warum hältst Du mir die Hände fest? Laß los oder ich gebe Dir einen hinter die Ohren, den Du sobald nicht vergessen sollst."

„Dumme Witze," rief Zinsmann ärgerlich, „Du hältst ja mich und ich nicht Dich. Wir sollten lieber schlafen, damit wir im Mondenscheine wieder munter sind und auf die Jagd gehen können."

Crampus hielt es nun an der Zeit sich anzukündigen. „Schuft," sagte er, „auf die Jagd sollst Du gehen, aber Du selbst bist der Hase und ich der Jäger, der Dich in's Gefängniß treibt."

Auch Radke ließ sich mit seiner Stentorstimme vernehmen und machte noch ein paar gesalzene Witze.

Jetzt merkten sie, daß sie betrogen waren und wollten nach ihren Flinten greifen, aber o weh, die Hände waren gebunden und sie befanden sich vollständig in der Gewalt ihrer Feinde.

Rathmann brüllte vor Wuth und schrie: „Gott sei Euch gnädig, wenn ich wieder frei bin. Wahr-

haftig, es kommt mir nicht darauf an, Euch beide kalt zu machen."

Zinsmann wüthete ebenfalls, aber nicht minder ohnmächtig und nutzlos wie sein Freund. „Die Hände sind mir zwar gebunden," sagte er, „aber Ihr sollt mich doch nicht haben, denn ich stehe nicht von dem Flecke auf, wo ich liege.

„Dafür kann Rath geschafft werden," sagte Radke; „ich werde Dich so lange mit dem Bajonette kitzeln, bis Du aufspringst."

„Stich mich nur todt, Du Schinder," schrie Zinsmann außer sich vor Wuth; „stich nur zu, ich bleibe doch liegen. Kannst ja auch einmal wegen Mord vor die Assisen kommen, wie andere Leute. Stich nur! Ah, Du hast nicht den Muth!"

„Willst Du nicht aufstehen, will ich auch nicht stechen," sagte Radke lachend; „Du sollst nun einmal Deinen Willen nicht haben. Crampus, da ist meine Schwefeldose. Stecke die Ginster an; denn wir wollen sie hinausräuchern."

Der Crampus hütete sich wohl, dieser Aufforderung Folge zu leisten, denn er wußte recht gut, daß in dieser dürren Zeit der ganze Wald in Brand gegangen und also ein großes Unglück entstanden wäre, aber er zündete doch ein Schwefelhölzchen an, und, um der Sache einen noch gefährlicheren Anschein zu geben, hielt er ein großes Stück Papier daran und bückte sich damit auf den Boden. Die Flamme verbreitete zwischen dem Gesträuche eine solche Helle, daß die beiden Wilderer glaubten, das Gebüsch stehe schon in Brand. So rasch, als es ihre gefesselten Hände erlaubten, sprangen sie auf und bahnten sich einen Weg durch die Ginster. Crampus löschte die Flamme und eilte hinter ihnen her; auch Radke war ihnen auf den Fersen. Sie machten einen Versuch, zu entspringen; aber dafür wußte der Radke auch Rath. Er sagte ganz einfach und gleichgültig: „Wenn

es Euch Spaß macht, eine Kugel durch den Rücken zu bekommen, so lauft nur zu. Mein Gewehr ist scharf geladen und ich werde mir kein Gewissen daraus machen, den Ausreißer niederzuschießen."

„Verflucht," murmelte Rathmann; „der Rothrock ist wahrhaftig im Stande, seine Drohung wahr zu machen. Wir müssen also gute Miene zum bösen Spiele machen. Es wird sich wohl noch eine andere Gelegenheit auf dem Wege finden, um zu entwischen, und sollte das nicht der Fall sein, so wird man wohl aus dem Gefängnisse ausbrechen können."

Zinsmann verfolgte ähnliche Gedanken und ging schweigend neben seinem Gefährten her. Wenn sie an eine Stelle kamen, wo das Holz dichter stand, machte er jedesmal den Versuch, zu entkommen, aber Radke und Crampus waren schon darauf gefaßt und griffen ihnen mit kräftiger Faust in den Nacken.

So kamen sie bis an das Wirthshaus im Walde. Radke hieß sie bis an die Thüre gehen und trommelte den Wirth heraus. So später Besuch war ihm nicht ungewohnt, aber da er die Stimme des Gensd'armen erkannte, so gab er sich einen frommen Anschein und rief oben zum Fenster hinaus: „Geht nur vorüber, ihr Leute! Zur Nachtzeit verabreiche ich keine Getränke!"

„Halt den Mund, Du geriebener Fuchs," rief Radke; „Du sollst auch keine Getränke verabreichen, sondern uns einen Strick für Deine beiden Freunde borgen."

Der tugendhafte Wirth steckte nun den Kopf weiter zum Fenster heraus und erkannte trotz der Dunkelheit die beiden Waldläufer. Da lief es ihm wie ein kalter Wind über den Rücken und er dachte: „Es wäre mir doch lieber, wenn er den Strick irgend wo anders borgte, denn diese beiden Menschen sind verzweifelte Kerle und man kann nicht wissen, wie weit sie den Mund aufmachen, wenn sie gereizt werden.

Aber, was kann ich thun? Wenn ich mich weigere, so wird's gleich heißen, ich sei ihr Kamerad."

Langsam und zögernd, wie einer, der noch nicht recht weiß, wie er sich entschließen soll, kam er die Treppe herab und öffnete die Thüre.

Rathmann flüsterte ihm in die Ohren: „Hilf, daß wir entkommen, denn es geht uns an Hals und Kragen."

„He, was ist das für ein Gewisper!" rief Radke. „Geh, hole gleich zwei Stricke!"

Der Wirth krümmte sich wie ein Aal, aber er mußte dennoch gehorchen und brachte die Stricke herbei. Die beiden Waldläufer wurden nun mit den Händen auf dem Rücken geschlossen und erhielten außerdem noch einen Strick um den Leib, der von den Dienern der Gerechtigkeit festgehalten wurde. Mit dem Entlaufen war es nun vorbei. Zinsmann rief deßhalb in seinem Aerger: „Herr Gensd'arm, nehmen Sie diesen Verräther nur auch mit, denn wenn einmal die Töpfe ausgeschwenkt werden, wird sich finden, daß der seine am unsaubersten ist."

„Es kann mit der Zeit noch daraus kommen," antwortete der Gensd'arm, „für heute aber habe ich noch keinen Auftrag dazu."

Der Marsch begann von Neuem; an ein Entfliehen durften die beiden Gefangenen nicht mehr denken, denn schon bei einem geringen Ausbiegen nach Rechts oder Links wurde an dem Stricke gezogen und der Gensd'arm machte Miene, von seinem Bajonette Gebrauch zu machen.

Als sie aus dem Walde heraus kamen, ging der Mond auf und seine Strahlen beleuchteten das Haus, worin die arme Marianne krank lag. Rathmann blieb stehen und fragte, ob es ihm nicht erlaubt sei, für einen Augenblick einzutreten und von seiner Frau Abschied zu nehmen. „Nein," antwortete Crampus,

„denn Deine mißhandelte Frau erfahrt es immer noch früh genug.“

Rathmann hatte auch gar nicht die Absicht, mit seiner Frau zu reden, sondern er meinte nur, es möge sich im Innern des Hauses wohl eher eine Gelegenheit finden, zu entwischen. Sie schritten also weiter und gelangten nach einiger Zeit in's Dorf. Hier lag bereits Alles im festen Schlafe; nur der Nachtwächter machte eine Ausnahme. Er ging mit dem großen Horne und dem langen Stabe durch die Straßen wie ein Monarch, welcher die Ruhe seiner Unterthanen zu bewachen hat. Freilich fehlte er auch wieder gegen diese friedliche Aufgabe, indem er eben jetzt an der Ecke stehen blieb, seinem Horne einen langgezogenen Ton entlockte und dann mit einer Jüngstentagesposaunenstimme ausrief: „Hört ihr Herr'n und laßt Euch sagen, die Glocke die hat elf geschlagen, bewahrt das Feuer und das Licht, das Niemand Schaden heut geschiecht!“

Die sämmtlichen Hunde des Dorfes glaubten diesen Mahnruf verstärken zu müssen, denn sie schlugen ein durchdringendes Gebell an und weckten dadurch alle schlafenden Hähne, die natürlich mit lautem Kikeriki in den Lärm einstimmten. Er war groß genug, um eine ganze Armee aus dem Schlafe zu trommeln, aber die Einwohner des Dorfes waren an diese nächtliche Lärmscene schon so sehr gewöhnt, daß sie ruhig weiter schliefen, wenigstens war das bei dem Herrn Bürgermeister der Fall, den selbst nicht einmal das Hämmern auf der Hausthüre weckte.

Nachdem Crampus es mehreremale vergebens versucht hatte, seinen gestrengen Herrn an's Fenster zu lenken, sprach der Nachtwächter: „Bringt die Gefangenen in's Spritzenhaus. Ich schließe dann die Thüre von Außen und stehe als Wache davor. Morgen ist der Bürgermeister früh bei der Hand; dann kann ja noch immer das Protokoll aufgenommen werden.“

Der Rath wurde angenommen, weil es auch in der That keinen andern Ausweg gab. Zur größern Sicherheit banden sie die Delinquenten noch mit den Stricken an die eisernen Bäume der Spritze und hockten sich dann zu einem kurzen Schlafe auf den Boden. Der Nachtwächter schloß die Thüre und ging mit langen Schritten auf und nieder.

Wir brauchen wohl kaum zu sagen, daß Rathmann und Zinsmann nicht schliefen. Ihre Lage ließ es nicht zu. Auf dem Spritzenkasten sitzend beobachteten sie so lange Stillschweigen, bis ihre Wächter eingeschlafen waren, dann aber neigten sie die Köpfe gegeneinander und begannen leise miteinander zu flüstern und zu berathen, was sie dem Bürgermeister beim Verhör zur Antwort geben wollten. Daß es sich dabei um Lügen und Erfindungen handelte, versteht sich von selbst.

Neuntes Kapitel.

Die glückliche Flucht.

Während dieser Zeit wartete Ulrike mit Schmerzen auf die Antwort aus dem königlichen Kabinete; aber es verging ein Tag nach dem andern und sie kam nicht. Je länger es wurde, desto mehr sank ihr der Muth. Schon dreimal war sie bei dem Advokaten gewesen; dieser selbst wußte die verzögerte Antwort nur damit zu erklären, daß er glaubte, der Fall werde aller Wahrscheinlichkeit nach sehr gründlich untersucht und das sei eben kein schlechtes Zeichen. Solche Redensarten weckten stets wieder neue Hoffnungen in ihrem wunden Herzen; leider aber wurden dieselben bald auf das schmerzlichste getäuscht. Eines Tages erschien der Advokat auf dem Maihofe und theilte ihr mit, daß der König das Begnadigungsgesuch abgeschlagen und die Hinrichtung ihres Mannes anbefohlen habe. Sie hatte sich stark geglaubt, weil sie schon lange auf das Schlimmste gefaßt sein mußte, aber es kam anders. Sie brach wie ein geknicktes Rohr zusammen, und es lastete ein Druck auf ihrem Herzen, dem sie zu erliegen glaubte. Unfähig, ihre Lage zu überdenken, fühlte sie nur im Allgemeinen, daß sie grenzenlos unglücklich war und daß sie nicht mehr Leben könnte, wenn das Urtheil an ihrem Manne vollzogen wurde. Sie wankte hinweg und begab sich mechanisch nach Bellefleur, wo Gräfin Euphrosine für einige Wochen Aufenthalt genommen hatte. Sie befand sich gerade

mitten zwischen ihren Blumen, als Sabinchen kam, um Ulrike zu melden.

Die Gräfin bebte ordentlich zusammen, denn sie kannte bereits den Ausgang beim Könige und wußte nun nicht, wie sie dem armen Weibe gegenübertreten und wie sie dasselbe trösten sollte. Vergebens überlegte sie hin und her, es fiel ihr nichts ein.

„Laß sie nur in Gottes Namen kommen," sagte sie endlich; „ich kann ihr zwar nichts Tröstliches sagen, aber doch mit ihr fühlen."

Sabinchen ging zurück, um die Arme zu holen. Sie kam schwankenden Schrittes und mit verweinten Augen. Schon von Weitem rief sie: „Ach, gnädigste Gräfin, es ist Alles verloren. Der König hat das Urtheil bestätigt."

Euphrosine konnte nichts erwiedern; die Stimme versagte ihr den Dienst. Mit ausgebreiteten Armen ging sie der Dulderin entgegen, schloß sie fest an ihre Brust und schluchzte leise. So hielten sich diese an Rang und Bildung so ungleichen Personen eine Zeitlang umschlungen; das Unglück verwischte jede Verschiedenheit. Ulrike fand zuerst die Sprache wieder, indem sie sagte: „Ich wünschte nur, es wäre schon vorbei, damit der unglückliche Mann sich nicht zu lange mit der Vorstellung an den sichern Tod herumschleppen muß. Ach, wie schrecklich ist es für ihn, das Beil Tag und Nacht vor seinen Augen zu sehen und zu wissen, daß es seinen Hals durchschneiden und seinem Leben ein Ende machen wird! Wahrlich, wäre es mir vom Gesetze erlaubt, für ihn zu sterben, ich ginge ohne Bedauern in den Tod."

Das war keine Uebertreibung, sondern feste und innige Ueberzeugung, denn sie liebte ihren Gatten mehr, als sich in Worten ausdrücken ließ.

Euphrosine erfaßte ihre Hand, drückte dieselbe an ihre Brust und sprach: „Ulrike, so lange der Mensch noch nicht den letzten Athemzug gethan, sollte man

nicht verzweifeln. Es ist wahr, Ihre Lage läßt kaum einen tröstlichen Gedanken zu, um so weniger, da der König seine Gnade versagt hat; aber Gottes Macht und Güte steht noch über dem Könige. Wenn er findet, daß dem Marquardt das Leben dienlicher ist, als der Tod, so hat er Mittel genug in der Hand, denselben zu verhindern. Im andern Falle aber besteht der eigentliche Schmerz nur in der Trennung, während da oben ein ewiges und ungetrübtes Glück beginnt. Sie sagten das gleich nach der Verurtheilung Ihres Mannes selbst und zwar in schönerer Weise, als ich es wiederholen kann. Warum denn jetzt plötzlich wieder so kleinmüthig?"

„Ach, es rührt wohl nur daher, weil durch das Gnadengesuch wieder ein Hoffnungsstrahl in meiner Brust erweckt wurde, der sich nun plötzlich in die dichteste und undurchdringlichste Finsterniß verwandelt. Ich hatte mich ganz und gar ergeben, aber ich wurde wieder zu einem kühnen Fluge aufgemuntert, und da bin ich denn um so härter in den Abgrund gestürzt."

„Wenn das Schrecklichste vorüber ist," sagte die Gräfin, „dann kommen Sie zu mir; in meinem Hause finden Sie eine Zufluchtsstätte und in meiner Person eine treue Freundin, die Sie nicht verlassen wird. Sie sollen in keiner Weise Mangel leiden oder hintenangesetzt werden."

„Ich bin Ihnen zu großem Danke verpflichtet, gnädige Frau," antwortete Ulrike, „aber ich weiß nicht, ob ich von Ihrer Güte Gebrauch machen soll. Für mich wird es am besten sein, wenn ich mich in einen stillen Winkel vergrabe, wo ich mich den Augen der Menschen entziehen und beten kann. Lange dauert es ja doch nicht, so bricht mein Körper zusammen und ich bin aller Sorge ledig."

Die Gräfin begleitete sie noch ein Stück Weges und nahm unter Thränen Abschied. Auf dem Maihofe fand Ulrike keine Ruhe, denn jedes Plätzchen erinnerte

sie an ihr Zusammensein mit Marquardt, an die Worte, welche sie gesprochen und die Pläne, welche sie verabredet hatten; aber diese Erinnerungen schnitten ihr in's Herz, sie machte dieselben jetzt nicht auf sich einwirken lassen. Also ließ sie den Maihof rechts liegen und ging weiter. Es zog sie zu der ebenfalls unglücklichen Marianne, die eigentlich noch schlimmer daran war, weil sie einen liederlichen und gehaßten Mann zum Gatten hatte. Der ihrige war doch wenigstens brav und allgemein geachtet. Gleiches Geschick verbindet die Herzen und zieht zu einander hin. Ulrike begab sich also zu dem Hause am Waldsaume und trat leisen Schrittes ein. Das Haus bot ein ganz anderes Bild, als bei ihrer letzten Anwesenheit. Zu ihrer größten Verwunderung fand sie den Hausflur und die Zimmer ganz sauber. Das Bett der kranken Marianne leuchtete von reinen Linnen, ihr Gesicht war gewaschen, ihr Haar gekämmt. Der Griesgram, der ihr Aussehen sonst so sauer und unzufrieden erscheinen ließ, war verschwunden und sie sah ziemlich zufrieden und ergeben aus.

„Nicht wahr," sagte sie lächelnd, „Du findest hier alles anders? Ja, es ist wirklich so; seitdem mein Mann im Gefängnisse sitzt, hat sich die gute Gräfin Euphrosine meiner angenommen und mir eine Magd geschickt, welche für alle meine Bedürfnisse sorgt. Ich weiß selbst nicht wie ich dazu komme, daß sie so freundlich gegen mich ist, aber es verhält sich nun einmal so. Ich weiß ganz gut, daß ich nicht wieder gesund werde, denn der Tod würgt mir schon auf der Brust, aber ich freue mich doch unbeschreiblich, daß meine letzten Lebenstage noch so schön werden."

„Die Gräfin ist der Engel aller Betrübten und Dürftigen," sagte Ulrike, „ich habe es ja auch erfahren. Da sie sich Deiner einmal angenommen hat, so wird sie Dich auch nicht im Stiche lassen, das ist sicher. Aber sage mir doch, was ist denn mit Deinem Manne

geschehen, daß er im Gefängnisse sitzt? Ich höre es erst heute von Dir."

„Du weißt es noch nicht? Nun, das nimmt mich Wunder. So etwas macht doch sonst schnell genug die Runde. Aber freilich, Dir hat in der letzten Zeit der Kopf wenig nach Neuigkeiten gestanden und so hast Du's überhört; Du weißt, daß mein Mann und Zinsmann in den letzten Jahren fast ausschließlich vom Wildern gelebt und keine Arbeit mehr gethan haben. Das hat nun endlich ein unglückliches Ende genommen. Der Jäger Thomas mußte ihnen pflichtschuldigst auf die Finger passen; deßhalb trugen sie ihm Rache nach und haben auf ihn geschossen. Sie hätten wohl denken können, daß das nicht so ungestraft vorüberging, aber sie waren durch ihren wilden Lebenswandel endlich so weit gekommen, daß sie den lieben Gott gänzlich vergaßen und die Menschen nicht mehr fürchteten; und so ist es denn geschehen, daß sie in ihrer Verwegenheit auf den Jäger schossen. Es wird ihnen schlimm genug ergehen, aber sie haben es nicht besser gewollt. Wie anders ist es da mit Deinem Manne, welcher unschuldig verurtheilt worden. Es ist besser, Unrecht leiden, als Unrecht thun, aber man kann doch nicht wissen, ob die Unschuld Deines Mannes nicht noch früh genug an den Tag kommt."

„Dazu ist keine Hoffnung vorhanden," antwortete Ulrike; „ich habe mich auch bereits in das Unvermeidliche ergeben, wenn ich auch nicht leugnen kann, daß ich noch nicht im Stande bin, meine Thränen zu bemeistern."

Die beiden Frauen unterhielten sich noch so lange, bis Mariannens Zustand die Fortsetzung des Gesprächs nicht mehr erlaubte; dann nahm Ulrike Abschied und ging langsamen Schrittes dem Maihofe zu. Ueberlassen wir sie jetzt ihrer stillen Trauer und begeben uns in's Gefängniß, um nach Marquardt zu sehen.

Er saß stumm und regungslos in seinem Gewölbe,

denn es nahte sich der Tag, an welchem sein Haupt durch das Beil fallen sollte. Nur noch kurze vierundzwanzig Stunden und mit seinem Leben war es aus. Darüber dachte er jetzt nach. „Ich wäre lieber eines natürlichen Todes auf dem Bette gestorben," sprach er zu sich selbst, „denn so gewaltsam zu sterben, das hat etwas Furchtbares und Aengstigendes. Ich werde gesund auf das Schaffot steigen, ich werde die Ueberzeugung in meiner Brust tragen, daß ich noch eine Reihe von Jahren leben könnte, und doch muß ich sterben. Das ist schrecklich; aber ich kann nichts daran ändern, sondern muß mich in den Willen Gottes ergeben. Wenn nur der Abschied von Ulriken nicht wäre! Ach, sie wird es nicht ertragen, sondern vor Gram umkommen. Bei alle dem danke ich Gott, daß sie von meiner Unschuld überzeugt ist, daß sie mich also über den Wolken rein weiß. Noch vierundzwanzig Stunden! Es ist eine kurze Spanne Zeit, viel zu kurz, um sich auf den Tod würdig vorzubereiten und doch viel zu lang für diese furchtbare Aufregung und Erwartung des sichern Todes."

Wer so vor dem Eingange zum Grabe steht, wie Marquardt, der mag sich wohl fragen, wie er sein Leben verbracht hat, um nachzuforschen, ob nicht noch irgend etwas in Ordnung zu bringen ist, ehe er die große Reise in's Jenseits antritt. Auch Marquardt ließ sein Leben vor sich hergehen. Er sah sich als Kind in dem mädchenhaften, gegürteten Kittel, dann als Schulknabe, als Communicant, als Jüngling, welcher der Schule entwachsen, auf den Feldern des Moorhofes mit arbeitete. Auch als Bräutigam, als Gatten und als Pächter sah er sich. Bis dahin, das durfte er wohl sagen, war sein Leben ziemlich glatt abgelaufen; die Freude hatte das Leid überwogen, und er war ein schuldloser Mann geblieben, ein Mann, vor dem Jeder gerne die Mütze abzog und der sich in keiner Weise etwas vorzuwerfen hatte. Da aber kam

der Graf Elogius von Hallen an die Reihe zu herrschen, weil sein Vater mit Tod abgegangen. Von dieser Stunde datirte sein Unglück; der Graf hatte ihn manchmal zur Verzweiflung getrieben und zum Zorne gereizt. Sein Vermögen war langsam zusammengeschmolzen; er hatte seine Freiheit eingebüßt und war zuletzt sogar wegen Mordanfalles zum Tode verurtheilt worden. Der Urtheilsspruch war allerdings ein ungerechter; aber er konnte sich der Ausführung nicht entgegenstellen, weil er zu ohnmächtig dazu war.

Alles das lief ihm bunt im Kopfe durcheinander, und er hatte zuweilen ein Gefühl, als wenn derselbe in tausend Stücke auseinander springen müsse. Nach und nach aber trat die frühere Ruhe des Geistes wieder ein und er konnte sich, ohne dem Urheber seines Unglückes zu grollen, zu einem andächtigen Gebete erheben.

Lassen wir ihn jetzt in seiner Ruhe, denn wir müssen uns vor seiner Hinrichtung noch mit der Gräfin Euphrosine beschäftigen. Sie war eben auf ihrem mit rothem Damast ausgeschlagenen Sessel aufgestanden. Noch hielt sie das Zeitungsblatt in der Hand, in welchem sie gelesen, daß die Hinrichtung Marquardts bevorstand. Ihr Angesicht war blaß, ihre Lippen bebten und sie stieß in kurzen Absätzen die Worte hervor: „Mein Gott — willst Du es denn zulassen — wirklich zulassen — daß ein Unschuldiger das Leben verliert? — Nein, nein — es kann und darf nicht sein. — Mich hast Du zur Retterin berufen — und ich will die Botschaft — die Du mir überträgst — ausrichten!“ —

Hochaufgerichteten Leibes und mit blitzenden Augen, in deren Leuchten sich ein entschiedener Wille kund that, ging sie in ihre Einsiedelei und zog die Glocke. Als Sabine erschien, gab sie derselben den Befehl, den Jäger Thomas herbeizurufen. Er mußte erst von Reizenstein herübergeholt werden, deßhalb dauerte es ziemlich lange, bis er kam.

„Thomas," sagte sie bei seinem Erscheinen, „oben auf der Kammer liegt die Kleidung eines Knechtes, die Dir ungefähr passen wird. Geh, zieh sie an und komme dann wieder."

Thomas stieg die Treppe hinauf und that nach ihrem Befehle, konnte aber nicht begreifen, was diese Verkleidung bedeuten solle. Von Jugend an hatte er stets in einer Jäger-Uniform gesteckt und es war heute das erstemal, daß er wie ein Knecht aussah. Die Kleidung paßte ihm allerdings wie angegossen, aber er konnte sich doch nicht damit befreunden, sondern beschaute sich wohl zehnmal von oben bis unten und wider von unten bis oben. Langsam und bedächtig kam er herab und fragte nach ihren fernern Befehlen.

„Geh nach Reizenstein zurück und sattle Pferde für uns beide; wir wollen einen Ritt machen. Nimm aber Deine Jäger-Uniform mit; ich brauche sie."

Thomas nickte mit dem Kopfe, aber seine Verwunderung stieg nur um so höher.

„Bringe die Pferde über den Fußpfad hierher; ich werde in der Mitte des Weges mit Dir zusammentreffen und Dir dann sagen, was Du weiter zu thun hast, aber merke Dir, daß unser Zusammensein ein Geheimniß bleiben muß. Niemand soll wissen, daß und wohin wir reiten. Handle darnach, denn ein einziges Wort würde Dir den Dienst kosten.

Der Jäger machte eine plumpe Verbeugung und eilte mit wirbelndem Kopfe nach Reizenstein, wo er sogleich in den Stall ging und zwei Pferde sattelte. Glücklicher Weise war keiner von den Stallknechten anwesend, sonst hätte er eine Lüge ersinnen müssen, und das wäre ihm in der Seele zuwider gewesen. Schnell, und um nur nicht leicht aufgehalten zu werden, nahm er die Pferde am Zügel und eilte mit ihnen auf den bezeichneten Fußweg. Es dauerte nicht lange, so kam ihm die Gräfin entgegen und sagte: „Wir reiten zur Stadt!" Sie hatte sich in ein langes

schwarzes Gewand gekleidet und nach der Sitte der Gegend ein Tuch um den Kopf geschlungen. In raschem Trabe ging es nun vorwärts bis sie das Thor der Stadt erreichten. Hier hielt sie ihr Pferd an und sprach: „Thomas, wir reiten in die Bauernschenke, welche mit ihrer Rückseite an das Gefängniß stößt, dort werden wir bleiben bis die Nacht angebrochen ist.“

Sie lenkten ihre Pferde dorthin und stellten sie in den Stall. Es war nicht selten, daß junge Bäuerinnen hier abstiegen; die Anwesenheit der Gräfin, die man für eine Pächterfrau hielt, erregte deßhalb auch nicht das geringste Aufsehen.

Nachdem sie in ihrem Zimmer angekommen war, überreichte sie Thomas einen Brief an den Gefangenwärter Krebel, der ein Bruder Sabinens war, und und befahl ihm, den Brief ungesehen an seine Adresse zu befördern.

Der Jäger begriff all diese geheimnißvollen Dinge nicht, aber er gehorchte. Das große Gefängnißthor war geschlossen, er mußte die Glocke ziehen. Der Thorwärter öffnete und fragte nach seinem Begehren.

„Ich möchte den Schließer Krebel sprechen,“ gab er zur Antwort.

„Da geht er eben in seine Stube. Folgen Sie ihm, denn in fünf Minuten ist er wieder fort.“

Thomas trat in das Zimmerchen und überreichte ihm den Brief. „Von wem?“ fragte der Schließer.

„Es wird wohl darin stehen; ich wenigstens habe keinen Auftrag, den Schreiber zu nennen.“

Krebel betastete den Brief und fühlte etwas Hartes darin. Hastig erbrach er ihn jetzt und fand zu seiner Freude einen Doppellouisd'or. Sein Gesicht verklärte sich, denn sein Einkommen war schmal und die Goldstücke kannte er kaum vom Sehen. Der Brief war sehr kurz gehalten und lautete: „Krebel, ich habe etwas sehr Nothwendiges mit Ihnen zu sprechen. Kommen Sie sobald als möglich nebenan Stube Nr. 5; aber

thun Sie es unbemerkt. Gräfin Euphrosine von Hallen."

Krebels Auge leuchtete beim Anblicke des Goldstückes wie verklärt, und er sagte: „Ich komme sogleich, denn ich kann mich gerade jetzt für eine Stunde durch einen Kameraden ablösen lassen."

Thomas entfernte sich wieder, und brachte der Gräfin die Nachricht. „Sorge für die Pferde," sprach diese, „und komme nicht wieder, bis ich Dich rufen lasse."

Es dauerte nur wenige Augenblicke, so wurde an ihre Thüre geklopft. Es war Krebel, welcher mit einem tiefen Bücklinge auf der Schwelle stehen blieb und nach ihrem Begehren fragte.

„Kommen Sie herein," gab die Gräfin zur Antwort, „und schließen Sie die Thüre mit dem Riegel zu."

Verwundert gehorchte Krebel und trat näher.

„Sie haben nicht viel Zeit zu verlieren," nahm Euphrosine das Wort; „deßhalb will ich gleich auf unser Thema kommen. Wie ich von Ihrer Schwester Sabine weiß, sagt Ihnen das Leben im Gefängnisse nicht zu und Sie trachten schon lange nach einer andern Stelle. Nun, ich bin gekommen, um Ihnen eine anzubieten, die dreimal so viel einbringt. Sie waren früher Waldhüter und wären es geblieben, wenn Sie nicht krank geworden wären und dadurch Ihren Posten verloren hätten."

„O das Waldleben ist ein herrliches Leben, gnädige Frau, ich gäbe viel darum, wenn ich wieder werden könnte, was ich war."

„Das soll Ihnen nicht schwer werden. Jenseits der Grenze in meinem großen Buchenwalde kann ich einen Mann von Ihren Kenntnissen verwenden. Sie erhalten ein reichlich Auskommen und dazu ein hübsches Haus."

„Mein Gott, wie komme ich zu diesem unverhofften Glücke?"

„Sie müssen natürlich einen Gegendienst leisten; hören Sie, welchen; Marquardt, der, wie ich weiß, unter Ihrer persönlichen Aufsicht steht, ist unschuldig, und doch soll er hingerichtet werden. Sie müssen ihn retten."

Krebel fiel mit einem Schlage aus seiner freudigen Erregung heraus und wurde ganz bleich. „Gnädige Frau," sagte er, „Sie haben so viel für meine Schwester und meine alte Mutter gethan, daß ich Ihnen großen Dank schuldig bin, aber das Wagniß ist zu groß; ich würde mit furchtbaren Strafen belegt."

„Wir werden es so einrichten, daß Sie nicht bestraft werden können. Sind Sie mit Ihrem Gefangenen einmal über die Grenze, so hat's keine Noth mehr, denn der Nachbarstaat liefert nicht aus. Ich denke, die Befreiung und das Entkommen sind ganz leicht. Ihre Stube stößt an den Kerker Marquardts und es wird nicht schwer werden, ihn ungesehen hinein zu führen. In Ihrem Zimmer aber befindet sich ein Fenster, welches auf die Hofseite der Straße führt. Durch dieses ist das Entweichen leicht."

Krebel schüttelte den Kopf; die Gefahr war ihm zu groß; aber die Gräfin war eine treffliche Rednerin. Sie schilderte ihm die Unschuld des Eingekerkerten mit begeisterten Worten, und malte ihm das Verdienst aus, welches er sich durch die Befreiung erwerben würde. Das wirkte schon ein wenig, aber doch immer noch nicht genug. Da zog sie ein Beutelchen aus der Tasche, welches mit Goldstücken angefüllt war, legte es in seine Hand und sagte: „Das würde Dir in alten Tagen alle Noth fern halten. Verscherze Dein Glück nicht."

Wie wenige Leute können dem Golde widerstehen? Krebel vermochte es auch nicht. Er schlug ein und versprach, den Gefangenen zu bringen, wenn die letzte

Runde gehalten sei. Nachdem nun der Plan recht genau verabredet war, übergab ihm die Gräfin das Bündel mit den Jägerkleidern, und beschwor ihn, sein Wort zu halten. Krebel kehrte in das Gefängniß zurück und löste seinen Kameraden wieder ab."

Noch eine Stunde, dann war die Zeit des Essens gekommen. Krebel hatte nur die Zellen der schweren Verbrecher zu besorgen. Er ging jetzt von einem zum andern und kam mit dem Wasserkruge und einem Stücke Brod auch zn Marquardt. Dieser achtete kaum auf ihn, denn er war noch immer mit seinem nahen Tode beschäftigt. Krebel schloß vorsichtig die Thüre und flüsterte ihm zu: „Möchten Sie die Freiheit haben."

Marquardt erwachte wie aus einem Traume und gab zur Antwort: „Die Freiheit? Ich werde sie bald haben, denn der Tod macht frei von allen Leiden und Verfolgungen der Welt."

„Marquardt, ich spreche im Ernste," flüsterte Krebel. „Die Gräfin von Hallen, welche ein so schönes Zeugniß für Sie abgelegt hat, wartet in der Nähe des Gefängnisses mit Pferden und wird Sie an einen sichern Ort bringen, wenn Sie auf die Befreiung eingehen. Aber Sie müssen sich rasch entschließen; meine längere Anwesenheit in Ihrer Zelle würde auffallen und vielleicht Verdacht erregen."

Der Gefangene sprang so heftig von seinem Bänkchen auf, daß der Krug zu seinen Füßen umfiel. Mit einem Schlage war die Lust zum Leben wieder in ihm erwacht, und die süße Freiheit winkte ihm mit goldenem Finger. „Fort, fort," sagte er in höchster Erregung, „lassen wir keinen Augenblick zögern."

„Gemach, mein Freund; halten Sie sich ruhig in Ihrer Zelle, bis ich wieder komme und an die Thüre klopfe."

Er entfernte sich und begab sich in die Gänge, um sich zu vergewissern, daß Niemand ihn belausche.

Noch war Leben daselbst, die verschiedenen Schließer hatten noch Verrichtungen; aber eine Thüre nach der andern schloß sich und die Gefängnißwärter brachten die Schlüssel der Zellen in das Zimmer des Inspectors. Krebel mußte dasselbe thun, der Schlüssel durfte unter keinem Vorwande fehlen.

Jetzt war ein ruhiger Moment eingetreten, Nichts regte sich mehr auf dem Gange. Rasch ging er an die Gefangenzelle und klopfte leise. Marquardt kam heraus; er führte ihn in sein Zimmer und wies auf die Jägerkleidung, indem er flüsterte: „Ich schließe Sie jetzt ein, komme aber bald zurück. Legen Sie in der Zwischenzeit diesen Anzug an und stellen sich dann der Vorsicht wegen in diesen Kleiderschrank; aber machen Sie um's Himmelswillen kein Geräusch, sonst ist Alles verloren."

Rasch schloß er die Thüre, steckte den Schlüssel in die Tasche und ging dann zur Zelle zurück, die er ebenfalls abschloß. Leise summend, wie es auch sonst seine Gewohnheit war, begab er sich in das Zimmer des Inspectors. Der Beamte war zum Plaudern aufgelegt und fragte nach Marquardt, ja er schien nicht übel Lust zu haben, ihm noch einen Besuch abzustatten. Krebel mußte sich in Acht nehmen, daß er sich durch sein Zittern nicht verrieth. Schon griff der Inspector nach der Mütze, aber ein glücklicher Zufall rettete den Geängstigten aus der Noth, denn in demselben Augenblicke kam ein Freund, welcher ihn zu einem Familienfeste abholen wollte.

Er unterließ deshalb seinen Besuch im Gefängnisse und verließ mit dem Freunde das Zimmer. Bald fiel das Thor hinter ihnen zu, welches vom Pförtner mit dem großen Eisenbalken querüber geschlossen wurde. Erleichterten Herzens begab sich Krebel nun in sein Zimmer zurück und drehte den Schlüssel um, dann öffnete er den Kleiderschrank und fand den Verurtheil-

ten bereits angekleidet. „Gehen wir jetzt?“ fragte dieser.

„Wir müssen noch warten,“ antwortete Krebel, bis uns ein Zeichen gegeben wird. Bleiben Sie so lange in dem Kasten.“

Unterdessen hatte der Jäger Thomas auf Befehl der Gräfin von dem Wirthe noch zwei Pferde gemiethet und dieselben in einen besonderen Stall geführt. Jetzt war es Zeit, sich aus dem Staube zu machen, denn der Mond schien schon ziemlich hell und mußte in kurzer Zeit noch heller werden. Die Gräfin setzte sich auf ihr Thier und brachte es in die Nähe des Fensters, welches aus Krebels Zimmer in's Freie führte. Sie that dieses, damit Marquardt sogleich hinaufsteigen könne, wenn seine Flucht zu früh entdeckt würde.

„Thomas,“ sagte sie, „klopfe an das Fenster.“

Das Fenster war hoch vom Boden; er erhob sich deßhalb auf die Fußspitzen und klopfte mit dem Fingernagel an. Sogleich wurde geöffnet und Krebels Kopf erschien in der Oeffnung.

„Alles bereit?“ fragte er flüsternd.

„Alles.“ —

Jetzt erschien Marquardt am Fenster, kletterte auf die Brüstung und ließ sich, vom Jäger unterstützt, auf den Boden nieder. Ihm folgte der Gefangenwärter. Kein Wort wurde gesprochen. Mit klopfendem Herzen gingen sie in den Stall und schwangen sich in die Sättel. Einen Augenblick später ritten sie alle vier in mäßigem Schritt von dannen und schlossen sich den Fuhrleuten und Pächtern an, welche um diese Zeit ihre Geschäfte vollendet hatten und heimkehrten. Vor der Stadt aber schlugen sie einen Seitenweg ein und setzten einen langsamen Trab an. Je weiter sie sich entfernten, desto mehr ließen sie die Zügel schießen, bis sie endlich in sausendem Galopp dahinflogen. Erst, als sie nach mehrstündigem Ritt jenseits der Grenze ankamen,



Carl Clasen gez. Druck von G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Herchenbach, der Pächter vom Moorhofe.

hielt die Gräfin ihr Roß an und gab dadurch das Zeichen zum Stillhalten der ganzen Cavalcade.

„Machen wir es uns jetzt bequem,“ sagte sie, „denn wir befinden uns auf einem Boden, wo wir nicht mehr verfolgt werden dürfen. Unsere Thiere sind abgemattet und bedürfen ebenfalls der Schonung.“

Nach einem abermaligen Ritte von einigen Stunden kamen sie in dem Jägerhause an. Bis jetzt war eigentlich noch keine Gelegenheit gewesen, für die Befreiung aus dem Kerker zu danken. Beim Absteigen aber ergriff Marquardt die Hand seiner Befreierin, und erschöpfte sich in glühenden Dankesergießungen.

„Laßt das gut sein, Marquardt,“ sprach die Gräfin. „Durch das ungerechte Zeugniß meines Mannes sind Sie in das Gefängniß gekommen; es war also auch meine Pflicht, für Ihre Befreiung zu sorgen. Sie werden einstweilen hier wohnen bleiben und Krebels Gesellschaft theilen. Für Sie beide aber werde ich recht bald sorgen, daß sie eine lebenslängliche Stellung erhalten und niemals in Noth gerathen. Jetzt muß ich Abschied nehmen; ich komme aber bald wieder und bringe dann Ulrike mit.

Zehntes Kapitel.

Jenseits der Gränze.

Nachdem die Gräfin und Thomas einen Imbiß genommen und die Pferde den vorgeschütteten Hafer geknabbert hatten, ritten sie zurück. Der Jäger nahm die geliehenen Pferde am Zügel, und fort ging's wieder in die Nacht. Keiner von beiden sprach, aber Thomas dachte desto mehr. War ihm vorher Alles was die Gräfin that, wie ein undurchdringliches Geheimniß erschienen, so konnte er jetzt, wo er klar schaute, den Muth und die Entschlossenheit seiner Herrin nicht genug bewundern. Er pries im Stillen ihre Handlungsweise, denn auch er hielt den Marquardt für unschuldig, aber er konnte sich auch nicht verhehlen, daß für ihn und die Gräfin große Gefahren entständen, wenn ihre Betheiligung auskam. Dieser Gedanke machte ihm viel zu schaffen und er dachte hin und her, wie dem drohenden Uebel zu entgehen sei, fand aber keinen Ausweg.

Nach einiger Zeit kamen sie an einen Kreuzweg. Da ritt Euphrosine an ihn heran und sprach: „Du bringst die Pferde, die ich schon gestern bezahlt habe, ihrem Eigenthümer wieder zurück und stellst sie in den Stall. Wahrscheinlich kommst Du so frühe an, daß der Wirth noch in den Federn liegt, und wirst also kein Examen zu bestehen haben. Sollte es doch der Fall sein, so wird Dir die Klugheit gebieten, Nichts zu verrathen."

„Zu Befehl, Euer Gnaden," antwortete Thomas; „aber ich denke, die Sache kann schief ablaufen. An mir liegt nicht viel; ich habe von meiner Herrin so viele Wohlthaten empfangen, daß ich ein Bischen Zuchthaus gerne mit in den Kauf nehme; aber Euer Gnaden selbst sollten doch lieber nach dem Jägerhause zurückkehren, denn man kann nicht wissen, wie der böse Zufall spielt."

„Verrichte Deinen Auftrag und laß im Uebrigen den lieben Gott sorgen," entgegnete sie, gab ihrem Pferde einen Schlag mit der Hand und trabte von dannen.

Thomas verfolgte seine Straße und kam mit Tagesanbruch zu dem Stalle. Noch war Niemand zugegen; er konnte die Thiere also ungesehen absatteln und in ihren Ständen befestigen. Als er wieder heraustrat, fiel sein Blick auf das offene Fenster des Gefangenwärters und dann auf den Boden, wo die Hufe der Pferde eingedrückt waren. Diese Spuren konnten zu Verräthern werden. Er mußte sie vertilgen. Im Stalle hatte er eine eiserne Harke gesehen. Diese holte er jetzt herbei, und harkte kreuz und quer darüber; dann aber machte er sich, ohne eine Minute zu verlieren, auf den Heimweg.

Ein wenig später wurde es im Gefängnisse lebendig. Der Herr Inspektor kam nach seiner Gewohnheit im langen Schlafrocke die Treppe herab und begab sich in sein Zimmer. Der Wein vom gestrigen Abende lag ihm ein wenig im Kopfe und es wollte mit der Arbeit nicht recht vorwärts. Er stopfte sich deßhalb eine lange Pfeife, ließ sich in den Lehnstuhl nieder, nahm die Zeitung vom gestrigen Tage und begann zu lesen. Bald nachher kamen die Schließer, um die Schlüssel von den Zellen zu holen. Da fiel ihm Marquardt ein, der ja am Nachmittage des heutigen Tages hingerichtet werden sollte.

Obschon er Inspector in einem Gefangenhause

war, so hatte er doch ein recht mitleidiges Herz und es verstimmte ihn stets für mehrere Tage, wenn eine Execution stattfinden mußte. „Der arme Mensch,“ flüsterte er, „nur noch wenige Stunden, so geht sein Leben zu Ende, und Niemand kann ihm helfen, Niemand auch nur eine Stunde zusetzen. Es wäre schrecklich, wenn das Volk Recht hätte, wenn er wirklich unschuldig wäre!“

Lange saß er in Gedanken, und die Rauchwolken aus seiner Pfeife wurden immer dünner, bis sie endlich ganz aufhörten. Eine Stunde mochte er so gesessen haben, als sein Blick zufällig auf das Schlüsselbrett fiel. Es hing noch ein Schlüssel da; das war ihm auffällig; denn es war die Zeit zum Abholen derselben längst vorüber. Unruhig trat er näher und nahm ihn in die Hand. „Hm,“ sagte er, „es ist der Schlüssel zu Marquardts Zelle, der heute so lange schlafen darf, als er will. Gut, gut; es ist ganz in der Ordnung, daß Krebel ihn nicht stört. Aber ich muß doch noch mit ihm absprechen, wie er bis zu seiner letzten Stunde zu behandeln ist, damit ihm auch Alles zu Theil wird, was er verlangen kann.“

Er erhob sich, verließ seine Stube und wanderte den Gang entlang, an dessen Ende Krebels Zimmer lag. Die Thüre war noch verschlossen. Er klopfte an dieselbe und rief: Krebel! Nachdem er dieses Rufen und Klopfen mehrere Male vergeblich wiederholt hatte, rief er einen von den übrigen Gefangenwärtern herbei, und fragte nach ihm. Niemand hatte ihn seit gestern Abend gesehen. Er ging deßhalb an's Thor und fragte den Pförtner, ob Krebel das Gefängniß verlassen.“

„Nein,“ antwortete dieser; „es hat überhaupt seit gestern Abend noch Niemand das Gefängniß verlassen.“

Nun wurde es dem Herrn Inspector doch ein wenig bedenklich; er holte einen Hauptschlüssel mit

dem sich alle Thüren öffnen ließen, und trat in das kleine Zimmer. Krebel war nicht darin, aber das Fenster stand offen. Noch immer ahnte er nichts Böses, sondern meinte, der Schließer sei wahrscheinlich während der Nacht seinem Vergnügen nachgegangen und habe die Anstalt durch das Fenster verlassen. Er trat an dasselbe und schaute hinaus, aber er sah dort nicht die geringste Fußspur, denn der Boden war geharkt.

Mittlerweile kam der Gefängnißgeistliche, um dem Verurtheilten die letzten Tröstungen der Religion zu bringen. Die Zelle mußte nun natürlich auch ohne Krebel aufgeschlossen werden. Wer aber begreift das Staunen der Eintretenden, als sie die Zelle leer fanden. War schon jetzt kaum noch ein Zweifel, daß der Gefangene entsprungen sei, so wurde es zur vollen Gewißheit, als man bei der Nachsuchung in Krebels Zimmer die Zuchthauskleidung fand.

Der Director der Anstalt, welcher eilig herbeigerufen wurde, sprach: „Krebel hat ihm nicht allein zur Flucht verholfen, sondern ihm auch das Geleit gegeben. Wir müssen eilen, sie wieder aufzugreifen, sonst bekommen Sie einen allzu großen Vorsprung.“

Auf einem der Gefängnißthürme stand eine Kanone; sie wurde nur dann losgelassen, wenn ein Gefangener entsprungen war. Auch heute donnerte sie über die Stadt; die Bewohner kannten die Bedeutung, und sogleich wurde die Frage laut: „Wer mag es sein?“

„Der zum Tode verurtheilte Marquardt,“ hieß es von allen Seiten, was eine nicht geringe Bestürzung hervorrief.

Gensd'armen, Polizeisoldaten und Alles, was man sonst von wehrhaften Männern auf die Beine bringen konnte, eilte in verschiedenen Richtungen aus der Stadt, um der Spur der Flüchtigen zu folgen. Daß alle diese Bemühungen vergeblich waren, brauche ich kaum zu

erwähnen, da wir ja bereits wissen, daß sich die Verfolgten in Sicherheit befanden.

Die ganze Stadt befand sich in der größten Aufregung und die Leute standen in größern und kleinern Gruppen auf der Straße, um sich über den höchst seltenen Vorgang ihre Meinungen mitzutheilen. Die Einen freuten sich, daß Marquardt die Flucht fertig gebracht hatte; sie gehörten zu denjenigen, welche an seine Unschuld glaubten. Die Andern fühlten sich schon in ihrer persönlichen Sicherheit und in ihrem Eigenthum bedroht und sie konnten kaum Ausdrücke finden, um die Handlungsweise Krebels scharf genug zu bezeichnen. Die Schaulustigen schrien am lautesten und klagten bitter, daß sie um das blutige Drama gebracht worden waren. Die Hausbesitzer in der Nähe des Hinrichtungsplatzes hatten für schweres Geld ihre Fenster vermiethet; das war nun verloren. Die Stadt wimmelte von Menschen, welche schon am vorhergehenden Tage angekommen waren, um einen Verurtheilten sterben zu sehen. Alle diese Leute waren schmählich betrogen und konnten es gar nicht fassen, daß das Alles so glatt abgehen solle; von Gottes- und Rechtswegen sei die Regierung verpflichtet, ihnen den erlittenen Schaden zu ersetzen, sagten Einige gerade heraus.

Was half es aber, alle diese Meinungen zu haben und zu äußern? Die Delinquenten waren sicher sobald noch nicht gefunden und die Hinrichtung konnte heute auf keinen Fall stattfinden. So zerstreuten sich denn endlich die Massen und thaten sich für die erlittene Täuschung in den verschiedenen Wirthshäusern gütlich.

Kehren wir jetzt zur Gräfin Euphrosine zurück: Sie begab sich weder nach Reizenstein, noch nach Bellefleur, sondern ritt dem Maihofe zu, um Ulriken die fröhliche Nachricht zu bringen.

Das arme Weib war schon lange vor Anbruch des Tages aufgestanden, um sich nach der Stadt zu be-

geben und ihren Mann vor seinem gewaltsamen Ende noch einmal zu sehen und für immer Abschied von ihm zu nehmen. Um Stärke für den letzten Gang zu sammeln, kniete sie jetzt betend vor einem Kruzifixe, aber sie konnte sich kaum sammeln, denn unaufhaltsam stürzten ihre Thränen. Das Hausgesinde stand unthätig umher; es nahm den innigsten Antheil an dem Leiden der guten Herrin.

Euphrosine stieg außerhalb des Hofes vom Pferde und ging durch die Ställe in das Haus, denn sie wollte wo möglich vermeiden, gesehen zu werden. Es gelang ihr auch, unbeobachtet in die Kammer zu gelangen. „Ulrike," flüsterte sie, „ich habe Ihnen eine wichtige Mittheilung zu machen. Folgen Sie mir, ohne Abschied und ohne Aufsehen zu erregen, in den Wald; dort, wo das Steinkreuz steht, erwarte ich Sie. Ich werde Ihnen voraus reiten."

So schnell, wie sie gekommen, war sie auch wieder verschwunden. Ulrike wußte nicht, was sie davon halten sollte, aber in dem Wesen der Gräfin hatte etwas Freudig-Geheimnißvolles gelegen, was ihr eine gute Botschaft zu verkünden schien. Sie erhob sich also von ihrem Betpulte und begab sich auf dem kürzesten Wege in den Wald. Bei dem Steinkreuze angekommen, trat die Gräfin aus dem Gebüsche, reichte ihr lächelnd die Hand und sprach: „Ulrike, die Zeit der Trauer ist nun vorüber und Marquardt befindet sich in Sicherheit."

„Er wird nicht hingerichtet?" rief sie.

„Nein, Ulrike, er ist gerettet!"

Diese Freudenbotschaft war zu groß für sie. Mitten in einem jäh hervorgestoßenen Jubelrufe stürzte sie zusammen. Euphrosine schloß sie in ihre Arme. Ueble Folgen fürchtete sie nicht; sie baute im Gegentheile sicher darauf, daß sie nach einer kurzen Ohnmacht zu einem neuen, freudigen Leben erwachen werde.

Ulrike schlug auch bald wieder die Augen auf, drückte

ihr beide Hände, küßte sie und fragte mit überströmenden Augen, wie denn das alles zugegangen und wo Marquardt sich befinde.

„Wir wollen das Alles hören, wenn wir uns auf dem Wege befinden," antwortete die Gräfin. „Ein längerer Aufenthalt in der Nähe des Maihofes ist nicht gerathen, da die Gensd'armen wahrscheinlich hierherkommen werden, um Ihren Mann zu suchen. Wir müssen uns aber mit einem Pferde behelfen. Doch das wird schon gehen, denn wir sind ja beide gute Reiterinnen."

Sie stiegen auf, und die Gräfin wählte solche Waldwege, welche nur wenig betreten wurden. Im Weiterreiten erzählte sie ihr alle Einzelnheiten der Flucht und rief dadurch den häufig wiederholten Dank Ulrikens hervor, aber auch die Befürchtung, daß man ihren Mann im Jägerhause entdecken und ihn und seine Retterin auf die Anklagebank führen werde.

„Fürchten Sie weder für ihn, noch für mich," sagte die Gräfin. „Ich werde mich einstweilen auf meinem Schlosse einrichten, welches dem Jägerhause nicht sehr fern liegt. Dort können sie keinem von uns beiden etwas anhaben, denn die beiden Wohnungen liegen im Auslande. Kommt seine Unschuld nicht zu Tage, so bleibe ich dort. Für mich steht es sich ja vollkommen gleich, ob ich in Reizenstein oder irgendwo anders lebe."

Ulrike war überglücklich; sie kannte sich kaum vor Freude, und der Weg dauerte ihr viel zu lange. Aber Alles nimmt einmal ein Ende, auch der längste Weg. Endlich sahen sie das Jägerhaus. Marquardt saß auf einer Bank vor der Thüre. Die frische Waldluft that ihm nach der Gefangenschaft so wohl, daß er sie in vollen Zügen einsog. Als er die beiden Frauen auf dem Pferde sah, sprang er mit einem Freudenschrei auf und eilte ihnen entgegen, denn er hatte seine Ulrike erkannt. Auch die Frauen sprangen auf die Erde, und nun lagen sich die beiden Gatten lange schluchzend und lachend in den Armen.

„Nun ist's genug," sagte die Gräfin. „Seit gestern Mittag ist kein Bissen Brod und kein Schluck Wasser über meine Lippen gekommen; wir müssen deßhalb zusehen, ob wir kein Mahl zusammenbringen."

Mit dem Mahle war es dürftig genug bestellt, aber Euphrosine wußte sich zu helfen. Sie war eine ganz vortreffliche Schützin, die selten ihr Ziel verfehlte. Rasch nahm sie eine Büchse von der Wand und kam bald mit ein paar Fasanen zurück, die sie in der Nähe des Hauses geschossen hatte. Daß es mundete, brauchen wir wohl nicht zu sagen.

Am Nachmittage sagte Euphrosine zu ihren Schützlingen: „Hier können wir, wie ich sehe, nicht lange zusammenbleiben, denn das Haus ist auf so viele Personen nicht berechnet. Krebel mag seinen Hort hier aufschlagen, wir aber gehen zu meinem Schlosse, und Krebel wird von Zeit zu Zeit kommen, um sich mit demjenigen, was ihm hier im Walde fehlt, zu versorgen."

Sie brachen also nach dem Schlosse auf und fanden dort eine um so freudigere Aufnahme, weil der Rentmeister bisher immer vergebens um einen längern oder kürzern Aufenthalt der Herrschaft gefleht hatte.

„Marquardt," sagte die Gräfin, als sie am folgenden Mittage vom Tische aufstanden, „es versteht sich von selbst, daß Sie so lange in meinen Diensten bleiben, als es Ihnen angenehm ist. Es kann freilich einmal die Zeit kommen, daß Ihre Unschuld an den Tag kommt und daß Sie nach dem Maihofe zurückkehren dürften; aber dann wird der Hof in andern Händen oder in größter Unordnung sein. Ich glaube deßhalb, daß Sie besser thun, auch nach einer zu hoffenden Begnadigung, den Maihof nicht wieder zu übernehmen. Ich hätte einen andern Plan für Sie. Da ich weiß, daß Sie die Ackerwirthschaft, so wie die Wiesen- und Waldkultur gründlich verstehen, so möchte ich Sie hier als Verwalter anstellen. Ein solcher thut

hier um so mehr noth, weil wir uns um Dreikirchen eigentlich nie recht bekümmert haben. Es hat eben Alles in den Händen des Rentmeisters gelegen, und dieser erklärt selbst, daß es ohne meinen Schaden so nicht fortgehen könne. Wollen Sie die Stelle übernehmen, so werde ich Ihr Gehalt so hoch setzen, daß Sie in rechtem Ueberflusse leben können."

Marquardt küßte ihr die Hand und gab zur Antwort: „Gnädige Frau, Sie überhäufen mich mit Gunstbezeugungen und ich weiß in der That nicht, wie ich jemals auch nur einen Theil von all den Gnaden wieder gut machen soll. Natürlich nehme ich die Stelle an, und Sie können sich darauf verlassen, daß sie gut verwaltet wird, denn außer dem Pflichtgefühle wird mich auch die Dankbarkeit anspornen, Ihren Vortheil wahrzunehmen."

„Ich danke Ihnen, Marquardt, daß Sie so wenig Umstände gemacht haben und auf meine Wünsche eingehen. Ich zweifle nicht, daß Sie vieles zu bessern finden werden, aber ich habe auch die feste Ueberzeugung, daß Ihnen das bessere Freude macht und daß Sie meinen Vortheil stets wahrnehmen werden. Die alte Verwalter-Wohnung steht noch leer. Sie können dieselbe also gleich mit ihrer Frau beziehen und was etwa noch nöthig ist, sich aus dem Schlosse geben lassen."

Die beiden glücklichen Gatten gingen hinüber und sie fanden die Wohnung ganz vortrefflich. Auf einem der Tische lag ein Papier. Als Marquardt dasselbe entfaltete, fiel ein Päckchen Banknoten heraus und auf dem Umschlage stand geschrieben: „Ersatz für die zu Lebzeiten des Grafen von Hallen erlittenen Unbilden und Uebervortheilungen." Eine Unterschrift war nicht dabei, aber die Geberin dennoch nicht schwer zu errathen. Ulrike wollte die Gabe zurückweisen, aber Marquardt sprach: „Wir dürfen sie mit gutem Gewissen annehmen, denn das Geld kommt uns rechtmäßig zu; außerdem bin ich aber auch fest überzeugt,

daß die Gräfin es gerne und ohne Bedenken für uns hingegeben hat.“

Auf dem Maihofe hatte man von der Gräfin nichts gesehen, und als man die Pächterin vermißte, dachte man nichts Anderes, als sie sei zur Stadt, um von ihrem Manne Abschied zu nehmen. Sie hielten die Hinrichtung für eine ausgemachte Sache. Die umwohnenden Pächter begaben sich zur Stadt, um Zeugen des blutigen Schauspiels zu sein; auch Max, der Knecht, war unter ihnen, denn er hatte den guten Marquardt immer gern gehabt. Aus Neugierde ging er nicht; er begab sich gar nicht einmal auf den Richtplatz; aber sein Herz sagte ihm, daß er dabei sein und im letzten Augenblicke ein Vaterunser für ihn beten müsse. Als er auf dem großen Platze angekommen war, wo die Bauern ihre Kornsäcke und ihr Gemüse niedersetzen, sah er, wie die Leute die Köpfe zusammensteckten und theils laut, theils leise miteinander sprachen, aber alle in großer Aufregung waren. Er schrieb das Alles der bevorstehenden Hinrichtung zu und ging still seines Weges, aber es dauerte nicht lange, so stieß er auf den Märzenbach, welcher ihm zurief: „Aus der Hinrichtung wird nichts, denn der Marquardt ist heute Nacht entsprungen.“

„Ist das wirklich und wahrhaftig wahr?“ fragte er.

„So wahr, daß sich die Gensd'armen schon auf den Weg gemacht haben, um ihn zu suchen. Ich hoffe, er wird nicht so dumm sein, nach Hause zu gehen und sich dort zu verstecken.“

„Herr Gott, wenn er das thäte, so wäre er verloren!“ sprach Max. Er blieb noch einen Augenblick stehen, dann aber lief es ihm bald wie heißes, bald wie kaltes Wasser über den Rücken; er hatte keine Ruhe mehr, er mußte nach dem Maihofe, um zu warnen.

Mit großen Schritten verließ er die Stadt. Vor ihm gingen zwei Gensd'armen, von denen er ver-

muthete, daß sie den Auftrag hatten, nach dem Maihofe zu gehen und denselben zu durchsuchen. Sie waren sicher nicht mit den schmalen Fußpfaden und Abkürzungen bekannt. Wenn er dieselben einschlug und sich sputete, so mußte er vor ihnen eintreffen, und dann konnte noch Alles gut gehen. Rasch wandte er sich nach Rechts und suchte den Wald zu erreichen. Sobald er von den Bäumen so viel verdeckt wurde, daß die Gensd'armen ihn nicht mehr sehen konnten, begann er zu laufen, daß ihm der Schweiß über das Gesicht perlte. Die Milz stach ihn und er glaubte mit jedem Schritte, daß es nun weiter nicht mehr möglich sei, aber die Nothwendigkeit verlieh ihm eine wunderbare Kraft. Als er den Maihof von Weitem erblickte, ging ihm der Athem aus und die Zunge war ihm glühend heiß. Es schien ihm kaum noch möglich, einen Schritt weiter zu thun, doch kam er mit den letzten Anstrengungen auf den Hof, wo er den ersten der ihm begegnenden Knechte nach Ulriken fragte.

„Sie ist zur Stadt, um der Hinrichtung beizuwohnen," gab der Knecht zur Antwort.

„Die Hinrichtung findet nicht statt," sprach Max, „denn Marquardt ist in der Nacht entflohen. Wenn er hier angekommen ist, so sage es mir auf der Stelle, daß ich ihn warne, denn die Gensd'armen kommen mir auf dem Fuße nach."

„Entflohen?" fragte der Knecht überrascht. „O es ist gut, daß es so kam. Gott sei Dank, der Herr ist nicht hier; er wird sich sonst irgendwo versteckt haben. Von Dir aber ist es brav, daß Du Deine Beine und Deinen Athem nicht geschont hast, um ihn zu wahrschauen."

Max konnte nicht mehr stehen; er mußte sich hinlegen, um auszuruhen und neuen Athem zu gewinnen. Unterdessen kochte ihm eine von den Mägden warme Milch, die er mit wahrer Gier hinabschlürfte und dann in Schlaf fiel. Fast eine Stunde später kamen die

beiden Gensd'armen und durchsuchten das Haus, aber sie fanden den Entflohenen nicht und mußten mit der Meldung, daß er auf dem Maihofe nicht gewesen, zur Stadt zurückkehren.

Alle Uebrigen, welche auf ihn fahndeten, kamen ebenfalls leer zurück. Die Steckbriefe nutzten ebensowenig, denn Marquardt saß in einem sichern Versteck. Auch wenn sein Aufenthalt bekannt wurde, konnten sie ihm nichts anhaben.

Es fehlte nichts mehr zum Glücke Marquardts, als die Entdeckung seiner Unschuld, denn so lange noch der Verdacht der Schuld auf ihm lastete, konnte er die Leute nicht gerade ansehen.

Elftes Kapitel.

Schluß.

Den beiden Wilderern Rathmann und Zinsmann wurde wegen des Schusses auf den Jäger der Proceß gemacht und er befand sich bereits im vollen Gange, als sich Marianna's Krankheit sehr verschlimmerte. Der Arzt, den sie gebeten hatte, ihr die Wahrheit zu sagen, erklärte ihr, daß er ihr kaum noch eine Frist von drei Monaten zuerkennen könne. Sie wurde durch diese Mittheilung keineswegs in Schrecken gesetzt, im Gegentheile schien sie froh, daß ihr Leiden endlich zu Ende gehe. Eines Tages brachte der Gerichtsvollzieher eine Ladung, daß sie in der Sache ihres Mannes als Zeugin vor dem Gerichte erscheinen solle.

„Aber das ist ja nicht möglich," sagte sie lächelnd. „Sehen Sie, Herr Gerichtsvollzieher, ich bin ja kaum im Stande, meine Finger zu bewegen und werde also sicher nicht so weit gehen können."

„Das haben Sie selbst zu entscheiden; meine Sachen sind es nicht," entgegnete der Gerichtsvollzieher, packte sein Mäppchen wieder zusammen und ging. Als er fort war, gerieth Marianna in's Nachdenken. „Wenn ich vom Bette aufstehen könnte," sagte sie, „so möchte ich wohl hingehen, denn es ist da noch ein Punkt, der aufgeklärt werden muß, ehe ich sterbe. Er drückt mir wie ein Alp auf's Herz und ich bekomme keine Ruhe, bis er herunter ist."

Dieser Gedanke wiederholte sich jetzt alle Tage,

und die Begierde, vor Gericht zu erscheinen, wurde um so lebhafter, je näher der Tag der Vorladung herannahte. Wunderbarer Weise schien auch ihre Kraft zuzunehmen; Anfangs war sie nur im Stande, sich gerade im Bette aufzurichten, dann konnte sie sich sogar vor ihr Lager begeben und eine halbe Minute vor demselben verweilen. Den Tag vor dem Vorladungstermin sagte sie zu der Magd: „Ich muß morgen früh an's Gericht. Geh nach Reizenstein und bitte, daß mir ein Wagen geschickt wird."

Das Mädchen wollte seinen Ohren nicht trauen, aber Marianna bestand so fest auf ihrem Willen, daß sie gehen mußte. Der Jäger Thomas fand ihren Wunsch ebenfalls unbegreiflich; da er aber selber bei dem Proceß ein Zeugniß ablegen mußte, so wollte er wenigstens den guten Willen zeigen und an ihrer Thüre vorfahren. Sie war den ganzen Abend stille, und sprach fast kein Wort. Als das Mädchen sich in der Nebenstube zum Schlafen niederlegen wollte, forderte sie ein Gebetbuch. Aus diesem betete sie lange und blieb dann mit gefalteten Händen liegen, im Stillen eine ernste Sache überdenkend. Auf der Schwarzwälder Uhr schlug es zwölf, als sie die Lampe ausblies und stille vor sich hinmurmelte: „Es muß sein! Ich habe mich nun nach allen Seiten hin geprüft und mein Gewissen sagt mir, daß ich nicht schweigen darf. Ich will nicht mit so schwerer Schuld in den Tod gehen!"

Bald war sie eingeschlafen, und erwachte erst am andern Morgen, als das Dienstmädchen schon mit dem Frühstücke beschäftigt war. „Hilf mir, daß ich mich ankleide," sagte sie, „denn Thomas wird bald hier sein, um mich abzuholen.

„Also ist es doch Ernst? Ich meine, Sie thäten besser, hier zu bleiben. Es könnte Ihnen auf dem Wege etwas zustoßen, und dann wären Sie ohne Hülfe."

„Rathe mir nicht ab, liebes Kind," antwortete Marianna; „wenn ich nicht eine heilige Pflicht zu erfüllen hätte, so würde ich sicher nicht gehen, aber es muß sein!"

Das Dienstmädchen widersprach nun nicht mehr, sondern kleidete sie an. Marianna konnte sich kaum so lange aufrecht erhalten, sondern mußte fortwährend gestützt werden. Erschöpft sank sie dann nieder und schnappte nach Athem. Das Mädchen brachte ihr ein stärkendes Frühstück, welches sie langsam verzehrte.

Nicht lange nachher kam Thomas mit dem Wagen. Sie bestand darauf, mitgenommen zu werden und Thomas mußte sich bequemen, sie hineinzuheben und ihr mit Decken und Kissen eine feste Lage zu geben. So langsam und bedächtig, daß es wenig Erschütterung gab, fuhr er sie zur Stadt und kam noch eben zeitig genug an.

„Was nun?" fragte er. „Wollen Sie denn wirklich in den Gerichtssaal?"

„Ich wollte lieber nicht, aber ich muß. Habe die Güte und stütze mich, so wird es schon gehen."

Es war mehr ein Tragen, als ein Stützen, aber er brachte sie doch hinein und ließ sie auf der Zeugenbank nieder. Wir übergehen die Proceßverhandlungen und sprechen nur von dem, was Marianna angeht. Als sie aufgerufen und von Thomas geführt, die Stufen hinaufstieg, war sie so blaß, wie eine weiße Wand; es schien, daß sie keinen Tropfen Blut mehr im Leibe habe. Ihren beklagenswerthen Zustand ansehend, befahl der Präsident, daß ihr ein Stuhl gegeben werde, und er erlaubte Thomas, sie festzuhalten.

„Frau Rathmann hob der Präsident jetzt an, Ihr Mann und Zinsmann haben Sie laden lassen, um zu bezeugen, daß der Jäger Thomas an jenem Tage gar nicht in Ihrem Hause gewesen. Ihr Mann sagt,

Sie müßten ihm dieses Zeugniß geben, weil Sie den Jäger hätten sehen müssen, wenn er da gewesen."

„Ich will die ganze Wahrheit sagen, Herr Präsident," gab sie zur Antwort, „und Sie werden mir um so eher glauben, da ich nicht lange mehr lebe. An dem genannten Tage war die Ulrike bei mir und wir unterhielten uns von unsern beiderseitigen Schicksalen. Während wir noch erzählten, kamen mein Mann und Zinsmann herein. Ulrike ging weg. Mit mir sprachen die beiden Männer nicht viel, aber sie unterhielten sich unter sich und fluchten über den Thomas, der sie nicht einmal ein unschuldiges Häslein schießen lasse. Bald nachher kam Thomas selbst und die drei Männer geriethen in Wortwechsel. Es ist auch geschossen worden, aber ich habe nicht gesehen, wer es gethan hat, denn als sie heftig wurden, steckte ich den Kopf unter die Decke, weil ich mich fürchtete. Als der Jäger fort war, kam der Zinsmann an mein Bett, hielt mir die geballte Faust unter das Kinn und sagte mit funkelnden Augen: „Wenn es einen Proceß giebt, so wirst Du schwören, daß wir nicht hier gewesen sind. Wir schlügen Dich todt, wenn Du etwas Anderes sagtest."

Sie konnte nicht weiter sprechen, sondern mußte Athem schöpfen.

„Ist das Alles, was Sie wissen?" fragte der Präsident.

„Nein," gab Sie zur Antwort. „Ich habe noch etwas sehr Wichtiges mitzutheilen, was mir auf dem Gewissen brennt und was ich nicht mit mir in die Ewigkeit nehmen will. Als der Jäger fortgegangen war, hörte ich den Zinsmann sagen: „Du, an dem Marquardt haben wir damals einen Ersatzmann gefunden: wir müssen nur einmal nachdenken, ob wir keinen finden können, der auf den Jäger geschossen hat."

„Das wird schwer halten," sagte mein Mann. „Der Marquardt lief uns damals so recht in die

Arme und alle Umstände waren uns günstig, aber jetzt liegt die Sache bedeutend anders."

„Da ich wußte, daß Marquardt des Mordanfalles angeklagt war, so wurde ich sehr aufmerksam, und hörte jedes Wort. Leider schöpfte ich aus der Unterhaltung die Ueberzeugung, daß Marquardt unschuldig angeklagt war. Jetzt ist er, wie ich von Ulriken gehört habe, zum Tode verurtheilt. Herr Präsident, so wahr ich auf die ewige Seligkeit nach meinem baldigen Tode hoffe, der Marquardt ist nicht der Mörder, und wenn Sie ihn hinrichten lassen, so machen Sie sich eines schweren Verbrechens schuldig."

Diese Erklärung machte natürlich das allgemeinste Aufsehen. Das Publikum drängte sich fester an die Schranken und reckte die Köpfe empor, um kein Wörtchen zu verlieren, die Richter und die Geschworenen fuhren von ihren Sitzen auf, die Sensation wuchs mit jeder Secunde.

Endlich gebot der Präsident Ruhe und fragte die Kranke, ob sie die ausgesprochene Ueberzeugung beweisen könne.

„Ich kann es, Herr Präsident," gab sie zur Antwort, „aber ich will es nicht. Setzen Sie den Unschuldigen in Freiheit und suchen Sie nach dem Schuldigen.

Rathmann sprang jetzt von seiner Bank auf, drohte seiner Frau mit der geballten Faust und schrie: „Wäre ich hier nicht zwischen den Gensd'armen eingeklemmt, ich wollte Dir den Hirnschädel so bearbeiten, daß Dein ungewaschenes Maul für immer Ruhe hätte."

Auch Zinsmann sprang auf und geberdete sich wie ein Rasender. Der Präsident ließ sie toben, denn sie stießen in ihrer Wuth Worte heraus, welche ein schätzbares Marterial zu einem neuen Processe bildeten. Als sie endlich ausgebrüllt hatten, wandte sich der Präsident wieder an die Zeugin und sprach: „Sie halten Ihre Aussage aufrecht?"

„Ich muß sie aufrecht halten, weil ich fürchte, von meinem ewigen Richter gestraft zu werden, wenn ich Schuld trage, daß Marquardt enthauptet wird."

„Diese Gefahr ist vorläufig nicht mehr vorhanden," gab der Präsident zur Antwort, „denn Marquardt hat sich die Freiheit durch die Flucht zu verschaffen gewußt. Sagen sie mir nun, was Sie weiter noch von dem Morde wissen."

„Wenn Marquardt sich in Freiheit befindet, so ist kein weiteres Wort mehr nöthig, und ich bitte, mich zu entlassen, da ich nicht mehr die Kraft habe, zu sitzen."

Der Präsident neigte mit dem Kopfe, und der Jäger Thomas trug sie mit Hülfe von einigen Männern in den Wagen zurück. Die Anstrengung aber war zu groß für sie gewesen. Ihr gebrochener Körper, welcher schon längst der Auflösung entgegenharrte, hielt nicht mehr mit der Seele zusammen. In den Armen des Jägers verschied sie. Mit Thränen in den Augen kam er in den Gerichtssaal zurück und meldete: „Herr Präsident, die Zeugin, welche Sie so eben vernommen haben, ist gestorben!

Mit bewegter Stimme sagte der Präsident: „Meine Herren, Sie haben so eben die letzten Worte einer Sterbenden vernommen. Ihre Aussagen haben so nahe vor dem Tode einen doppelten Werth. Wir werden deßhalb genöthigt sein, die Untersuchung wegen des Mordes wieder aufzunehmen."

Alle, die im Saale anwesend waren, fanden dieses recht und natürlich, und in den vielen Augen, welche auf die Angeklagten gerichtet waren, las man deutlich genug, wen sie für den Mörder des Grafen von Hallen hielten.

Ein halbe Stunde nach dem Tode der Marianna wurde gegen die beiden Angeklagten das Schuldig ausgesprochen, denn sie waren überführt, auf den Jäger Thomas geschossen zu haben. Als sie in's

Gefängniß zurückgeführt wurden, flüsterte Rathmann: „Mein Junge, es wird uns nun bald an Hals und Kragen gehen, deßhalb müssen wir ausbrechen und zwar lieber heute, als morgen."

„Heute," gab Zinsmann zur Antwort.

Die Gensd'armen verboten ihnen das Sprechen und befahlen ihnen mit rauher Stimme, sich zu sputen. Wenige Augenblicke später saßen sie wieder zwischen denselben vier Mauern, die sie während der Untersuchungshaft bewohnt hatten. Ihre Zellen lagen übereinander und sie konnten sich durch den Ofen miteinander unterhalten. Auf diesem Wege hatten sie sich auch schon früher Mittheilungen gemacht und verabredet, was sie vor dem Gerichte aussagen wollten.

Der Tag ging ihnen langsam genug vorüber; endlich war er aber doch zu Ende und im Gefängnisse wurde es stille, nur ein anhaltender Regen, der gegen die Fenster rauschte, unterbrach dieselbe. Rathmann hatte sich mit den Kleidern auf das Bett gelegt und lauschte auf jeden Ton. Da hörte er von oben den leisen Ruf: „Rathmann! Rathmann!"

Er stand vom Bette auf, ging an den Ofen und sprach hinein: „Rede nur, ich gebe Acht!"

„Die Stimme von oben fuhr nun fort: „Mein Freund, wir müssen durch den Kamin, anders geht es nicht. Gieb Dich gleich an die Arbeit und brich die Steine aus, aber geh leise zu Werke, daß wir nicht überrascht werden."

Rathmann stellte sich auf den Ofen, klemmte das Ofeneisen zwischen zwei Steine und ruckte zwischen denselben auf- und nieder. Es bröckelten nur kleine Stücke ab und diese machten beim Fallen einiges Geräusch; deßhalb breitete er unten seine Jacke aus und machte sich von Neuem an die Arbeit. Es war mit großen Schwierigkeiten verbunden, bis er den ersten Stein entfernt hatte; dann aber ging es besser, und

einer nach dem andern ließ sich abheben. Das Loch im Kamin wurde immer größer; er konnte sich endlich mit dem Körper hindurch zwängen. Das Hauptstück der Arbeit aber fing jetzt erst recht an, denn sie mußten in dem Kamine aufwärts klettern bis zum Dache. Das konnte nur geschehen, indem sie sich mit dem Rücken und den Knieen gegen die Mauer klemmten und so langsam aufwärts rutschten.

„Nur Muth und Ausdauer," flüsterte Zinsmann von oben. „Wenn wir das Dach erreicht haben, sind wir geborgen, denn es ist ein Wetter, daß nicht einmal ein Hund draußen sein mag."

Während die mühsame Flucht langsam vorwärts ging, erwachte einer der Schließer und hörte das Geräusch im Schornsteine, an welchem sein Bett stand. „Zum Henker," sagte er, „da wird ein Fluchtversuch gemacht."

Rasch war er in den Kleidern und weckte noch ein Paar von seinen Kameraden, mit denen er genau die Sachlage untersuchte. Sie überzeugten sich bald, daß die Flucht über das Dach stattfinden sollte. Leise schlichen sie auf den Speicher und stiegen durch ein Fenster auf das Dach, wo sie sich in der Nähe des Kamins niederlegten und sich trotz des strömenden Regens ruhig verhielten. Das Geräusch im Kamin tönte fortwährend zu ihren Ohren hinauf und es dauerte nicht lange, so kam Zinsmann mit dem Kopfe heraus, stützte die Arme auf den obern Steinrand und schwang sich in's Freie. Gleich darauf folgte auch Rathmann. „Da wären wir," sagte er, „aber meine Kniee sind ganz geschunden und meine Augen so voll Ruß, daß ich sie kaum offen halten kann."

„Ach, so ein Bischen Ungemächlichkeit muß man schon vertragen; das geht nicht anders. Wir wollen jetzt ein wenig ruhen, daß wir wieder zu Kräften kommen, dann geht's an der Dachrinne herab. Aber weißt Du was, wir wollen uns zwei verschiedene

Punkte suchen, denn die Rinnen sind alt und morsch und möchten zwei Mann nicht tragen."

Nach einer Weile wandten sie sich um und krochen rückwärts auf dem abschüssigen Dache der Rinne zu. Diesen Moment benutzten die Schließer und griffen sie am Halse. Das kam ihnen so unerwartet, daß sie vor Schrecken keinen Widerstand leisteten, sondern sich ohne Gegenwehr binden ließen.

Der mißlungene Fluchtversuch hatte die Gefangenwärter vorsichtig gemacht. Die Verbrecher wurden nicht allein in festere Zellen geführt, sondern auch so fest gebunden, daß jede fernere Flucht unmöglich war.

Ein halbes Jahr später war der Gerichtssaal wieder mit Menschen angefüllt; die beiden Verbrecher standen unter der Anklage, den Grafen Elogius von Hallen vorsätzlich ermordet zu haben. Durch die sorgfältigen gerichtlichen Nachforschungen waren eine Menge von Zeugen aufgefunden worden. Keiner war bei der That zugegen gewesen; aber aus der Verbindung der verschiedenen Aussagen ging klar hervor, daß die Angeklagten die That vollbracht hatten.

Die beiden Bösewichter legten sich Anfangs beharrlich auf's Leugnen; als Zinsmann aber sah, daß er damit nicht durchkam, zog er andere Saiten auf und erzählte: „Der Graf hatte uns durch Strafen, Beleidigungen und Drohungen so sehr erbittert, daß Rathmann sagte: „Er wird uns doch noch einmal in die Hände fallen, und dann soll ihm Gott gnädig sein. Eines Tages erfuhren wir, daß er durch den Wald kommen werde. Wir waren beide in Zorn, denn ein Paar Tage vorher waren uns unsere Gewehre abgenommen worden und wir konnten deßhalb nicht wildern.

„Jetzt kannst Du Deine Freundschaft beweisen," sagte Rathmann. „Wenn Du ein rechter Kerl bist, so gehst Du mit und hilfst ihm die Knochen entzweischlagen. Dieser abscheuliche Kerl muß von der Erde

vertilgt werden; er soll nicht lebendig aus unsern Händen kommen."

„Rathmann," gab ich zur Antwort; ich will mitgehen, um meinen guten Willen zu zeigen, aber ich rühre keinen Finger. Willst Du ihn todtschlagen, so magst Du auch den Kopf in's Loch halten."

„Ich will den Todtschlag schon besorgen," sagte er, „komm, wir wollen uns im Walde verbergen."

Das thaten wir auch und erwarteten seine Ankunft. Er kam spät. Sobald Rathmann seiner ansichtig wurde, sprang er auf, eilte ihm mit seinem Stocke entgegen und schlug auf ihn los, daß es dröhnte. Der Graf zog sein Pistol und zielte auf ihn, aber durch einen Schlag mit dem Stocke bekam die Kugel eine andere Richtung und traf den Grafen. Sie sehen also, daß er den Mord begangen hat. Ich bin nur dabei gewesen, habe aber nicht einmal einen Schlag geführt."

„Was sagen Sie dazu, Rathmann?" fragte der Präsident.

Zornsprühend erhob sich der Gefragte und gab zur Antwort: „Dieser Lügner und Verleumder ist schuld an meinem ganzen Unglücke. Ehe ich ihn kannte, war ich ein ordentlicher Mensch, der seinen Arbeiten nachging und bei allen Menschen in Achtung stand. Von ihm aber habe ich mich zum Müßiggange und zur Wilddieberei verleiten lassen und bin endlich so tief gesunken, daß kein Hund ein Stück Brod von mir annimmt. Was aber den Todtschlag angeht, so ist das Alles gelogen und erfunden. Nicht ich habe die Schläge geführt, sondern er, und wenn einer von uns einen Kopf kleiner gemacht werden muß, so ist es der Zinsmann."

Die gegenseitigen Beschuldigungen wurden noch so lange fortgeführt, bis die Richter und die Geschworenen die Ueberzeugung hatten, daß sie beide schuldig waren. Sie wurden auch beide zum Tode verur-

theilt. Marquardt aber ward von aller Schuld freigesprochen.

Max hatte die Freisprechung kaum vernommen, als er sich auf ein Pferd warf und in strengem Galopp nach dem Schlosse Dreikirchen ritt. Er fand die Gräfin, Marquardt und Ulrike im Schloßgarten, wo sie bereits auf eine Botschaft warteten; denn Euphrosine hatte dem Jäger Thomas den Auftrag gegeben, sie sogleich zu benachrichtigen. Aber Max hatte ihm in der Freude seines Herzens den Rang abgelaufen.

„Marquardt," rief er schon von Weitem, „Du bist frei und die beiden Angeklagten sind zum Tode verurtheilt."

Dieser Ruf erregte bei Allen ein wonniges Gefühl. Sie kamen herbei und ließen sich den Verlauf des Prozesses erzählen. Als er geendigt hatte, sagte Marquardt: „Gott dem Herrn sei Dank! Nun bin ich doch wieder ein ehrlicher Mann und darf den Leuten frei in's Gesicht sehen."

Ulrike fiel ihm um den Hals und weinte Freudenthränen, die Gräfin aber schüttelte ihm die Hand, wünschte ihm Glück und sagte, daß er sich nun hüben und drüben der Grenze eine Stelle nach seinem Wohlgefallen wählen könne.

Bald kam auch Thomas und bestätigte die Nachricht, so daß an der Wahrheit nicht der geringste Zweifel mehr herrschen konnte. Krebel war vom Jägerhause herübergekommen. Natürlich freute er sich mit den Fröhlichen, aber er meinte doch, nun sei er der Einzige, welcher nimmer wieder in seine Heimath zurückkehren dürfe.

„Einstweilen haben Sie es noch gut im Walde," antwortete die Gräfin, „aber ich zweifle auch nicht, daß der Fürst, wenn er das Urtheil liest und all die nähern Umstände hört, Ihnen die Rückkehr gestatten wird."

Sie hatte richtig vermuthet; in der Folge erhielt er volle Verzeihung.

Was ist nun noch weiter zu sagen, als daß Marquardt und seine Frau, welche so lange Jahre im Unglück und Mißgeschick zugebracht hatten, wieder auflebten und sich noch lange des Glückes freuten, welches ihnen die Gräfin bereitet hatte. Euphrosine war schon früher der Engel der Gegend gewesen; sie wurde es jetzt in einem noch höhern Grade, so daß alle Unglücklichen kaum einen andern Weg kannten, als den nach Reizenstein und Bellefleure.

Inhalt.

		Seite
Erstes Kapitel.	Die Rehe	3
Zweites Kapitel.	Der Schuß im Walde	19
Drittes Kapitel.	Der Mordanfall	35
Viertes Kapitel.	Marquardt wird verhaftet	50
Fünftes Kapitel.	Der Verwundete wird nach Bellefleur gebracht	66
Sechstes Kapitel.	Der Graf Elogius von Hallen stirbt	81
Siebentes Kapitel.	Zum Tode verurtheilt	97
Achtes Kapitel.	Zwei Waldläufer	113
Neuntes Kapitel.	Die glückliche Flucht	129
Zehntes Kapitel.	Jenseits der Gränze	144
Eilftes Kapitel.	Schluß	156

In demselben Verlage ist ferner erschienen:

W. Herchenbach,

deutscher Geist und deutsches Schwert.

Drei Kriegsjahre gegen fremde Unterdrückung. Mit 1 Stahlst. 8. 1 fl 30 kr. od. 27 sgr.

Diese Geschichte erzählt den Freiheitskampf unsers von Napoleon I. geknechteten deutschen Vaterlandes und schildert, wie es sich endlich ermannt und darangeht, die unwürdigen Fesseln abzuschütteln, wie es ringt und kämpft, wie es endlich den Usurpator niederwirft und Freiheit und Frieden wieder gewinnt. Sie enthält in vier Büchern alle Ereignisse von Napoleons Zug nach Rußland bis zu seiner Gefangennehmung und Abführung nach St. Helena. Der Verfasser bekundet hier wieder sein Talent im Erzählen; er weiß in das Geripp aller Thatsachen Geist und Leben zu bringen, hält die Aufmerksamkeit des Lesers in immerwährender Spannung und begeistert ihn für Recht und Freiheit. Möge dieses treffliche Buch für alle Deutschen bei ihrer gegenwärtigen Zerfahrenheit eine Weckstimme sein, daß sie sich einigen und für die Unabhängigkeit und Kräftigung ihres Vaterlandes kämpfen nicht bloß mit Lied und Sang und Wort, sondern mit edlen, opferwilligen Thaten! Z

W. Herchenbach,

Mathilde,

die wahrhaft königliche Frau und Deutschlands Mutter.

Ihre Kinder und Enkel.

Mit 1 Stahlstiche 8. 1 fl 30 kr od. 27 sgr.

Nachdem wir von vorstehender Erzählung Einsicht genommen, sprechen wir nur unsere vollste Ueberzeugung aus, wenn wir sie als eine der schönsten und lesenswürdigsten, die in neuester Zeit erschienen sind, bezeichnen. Sie führt dem Leser in Mathilde, Adelheid, Editha, Otto, Bruno u. s. w. die herrlichsten Beispiele vor Augen, welche sein Herz erwärmen und ihn für Religion und Tugend begeistern. Auch hat sie für den, welcher sich über die Zustände des vielfach verlästerten zehnten Jahrhunderts ein richtiges Urtheil bilden will, nicht geringen Werth, denn sie sagt ihm, daß jenes Jahrhundert, wenn auch in mancher Beziehung ein dunkles und gewaltthätiges, doch in allen seinen Verhältnissen vom Geiste des Christenthums durchdrungen war und die erhabensten Tugenden zur Reife brachte. Da die Erzählung ihrem ganzen Inhalte nach auch sehr anziehend ist, so können wir nur wünschen, daß sie eine recht weite Verbreitung finde. Z.

J. A. Stelzig,

der Gränzbauer und der Kohlentoni in Amerika.

Ein Bild aus dem Leben der Auswanderer für Solche, welche noch daheim sind. 2te, verb Auflage. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 fl 21 kr od 25½ sgr

„Referent steht nicht an, dieß Werk als ein Volksbuch ersten Ranges zu bezeichnen sowohl in Hinsicht auf die Bedeutsamkeit des Gegenstandes und den Ernst seines Endzweckes als auch in Anbetracht des Reizes und der Mannigfaltigkeit der Darstellung — Ref. zweifelt nicht, daß das Buch vom „Gränzbauern in Amerika" eine Zukunft haben wird, wie in seinen Kreisen der „Isidor, Bauer zu Ried." Es verdient eine solche und die Zeit bedarf ihrer. Es wird sicher kein Leser ohne die angenehmste Erinnerung das höchst vergnügliche Buch aus der Hand legen, selbst falls er eben sonst nicht an Volksschriften gewöhnt war; so machen wir demnach sonderheitlich auch die Seelsorger, die Lehrer und einflußreiche Personen auf dem Lande auf dieß Buch aufmerksam. Postzeitung. Nr. 156.

Christoph v. Schmid's Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde.

Illustrirte Ausgabe mit Stahlstichen und feinen Holzschnittbildern.

8. In verziertem Umschlag geheftet und mit Marmorschnitt gebunden.

Das Blumenkörbchen. Eine Erzählung dem blühenden Alter gewidmet. Geh. 48 kr. od. 15 sgr. geb. 1 fl. od. 19½ sgr.

Blüthen, dem blühenden Alter gewidmet. (Mit dem Bildnisse des Verfassers.) Geh. 48 kr. od. 15 sgr. geb. 1 fl. od. 19½ sgr.

Ostereier. Geh. 24 kr. od. 7½ sgr. geb. 33 kr. od. 10 sgr.

Eichenfels. Geh. 24 kr. od. 7½ sgr. geb. 33 kr. od. 10 sgr.

Weihnachtsabend. Geh. 36 kr. od. 12 sgr. geb. 45 kr. od. 14½ sgr.

Diese 3 Bändchen zusammengeheftet 1 fl. 24 kr. od. 27 sgr. gebunden 1 fl. 39 kr. od. 1 Thlr.

Der Kanarienvogel. — Das Johannis-Käferchen. — Die Waldkapelle. Geh. 24 kr. od. 7½ sgr. geb. 33 kr. od. 10 sgr.

Das Täubchen. — Das verlorne Kind. Geh. 33 kr. od. 10 sgr.

Das Lämmchen. Geh. 24 kr. od. 7½ sgr. geb. 33 kr. od. 10 sgr.

Gottfried, der junge Einsiedler. Geh. 36 kr. od. 12 sgr. geb. 45 kr. od. 14½ sgr.

Diese 4 Bändchen zusammengeheftet 1 fl. 48 kr. od. 1 Thlr. 4½ sgr. gebunden 2 fl. 3 kr. od. 1 Thlr. 7½ sgr.

Die Hopfenblüthen. Geh. 36 kr. od. 12 sgr. geb. 45 kr. od. 14½ sgr.

Itha, Gräfin von Toggenburg. 8. Geh. 48 kr. od. 15 sgr. geb. 1 fl. od. 19½ sgr.

Sieben Erzählungen: Die Kirschen. — Die Margarethenblümchen. — Das Vergißmeinnicht. — Der Kuchen. — Das Rothkehlchen. — Die Krebse. — Das Vogelnestchen. Geh. 36. kr. od. 12 sgr. geb. 45 kr. od. 14½ sgr.

Ludwig, der kleine Auswanderer. Geh. 36 kr. od. 12 sgr. geb. 45 kr. od. 14½ sgr.

Die christliche Familie. — Das alte Raubschloß. — Das stumme Kind. Geh. 24 kr. od. 7½ sgr. geb. 33 kr. od. 10 sgr.

Diese 4 Bändchen zusammengeheftet 2 fl. 12 kr. od. 1 Thlr. 13½ sgr. gebunden 2 fl. 27 kr. od. 1 Thlr. 16½ sgr.

Emma, oder die kindliche Liebe. Geh. 36 kr. od. 12 sgr. geb. 45 kr. od. 14½ sgr.

J. Schöpf,

Dorfgeschichten.

2 Reihen. 8. à 1 fl. 21 kr. od. 15½ sgr.

Inhalt: I. Der Taubstumme. Der neue Don Quixote. Der Kegelaufsetzer. Der Ziehknabe. Hans Strixner. — II. Geschichte einer schönen Seele. Der Freigeist. Der Hachelsteiner. Die Alpenhütte auf dem Seiges. Das Buttermännchen. Der Einsiedler.